26 2. Septemberheft 1958

ILLUSTRIERTE ZEIT IM BILD

Studieren geht über Probieren

Über einen ZB-Besuch in der Ingenieurschule für Bekleidung lesen Sie auf Seite 18

Foto Peter jr.

DAS SCHÖNE FOTO

Zu zweit geht's schneller
Foto Christian Fichte

DAS INTERESSANTE FOTO

Das Gesicht des Fünfjahrplans
Foto Otto Petzold

Man sollte mal DARÜBER SPRECHEN

„Kleine Geschenke" erhalten die Freundschaft

Daß Sonderkommissionen der nordrhein-westfälischen Kriminalpolizei im Verlaufe eines halben Jahres 230 (!) Korruptionsfällen auf die Spur kamen, ist wohl weniger dem kriminalistischen Scharfblick dieser Beamten als vielmehr der Tatsache zuzuschreiben, daß in bundesrepublikanischen Amtsstuben ganz einfach zuviel „geschoben" wird. Zwar haben die Sherlock-Holmes-Enkel in dunkler Ahnung des Kommenden und in Anbetracht des beteiligten Personenkreises ihre Recherchen heimlich angestellt, aber doch nicht heimlich genug, als daß nicht einiges an die Öffentlichkeit sickerte. Und was da bekannt wurde, beweist, daß in die Korruptionsskandale schweren, mittelschweren und sonstigen Kalibers keineswegs nur Angestellte von Vergütungsgruppe V abwärts verwickelt sind. Wenn die Kripo-Kommission darf, wird sie bei Veröffentlichung ihres Materials eingestehen müssen, daß nun auch (erst jetzt?) Angehörige des Bundeskanzleramtes und der Bundesregierung Korruptionsdreck am Stecken haben. Da wären einmal Adenauers persönlicher Referent, Hans Kilb, und zum zweiten Verkehrsminister Seebohm.

Kanzleradjudant Kilb ließ sich von Zeit zu Zeit von den Mercedes-Benz-Werken rassige Sportwagen „zu Leihzwecken" frei Haus senden. Aus Repräsentationsgründen — wie beide Seiten behaupten. Mercedes zeigte sich dabei gar nicht kleinlich, ließ den Rückgabetermin offen und kam auch für während der Benutzungszeit entstandene Schäden auf. Kilb konnte es sich zum Beispiel leisten, einen Wagen zu Blech zu fahren, ohne selbst blechen zu müssen. Prompt kam das nächste Sportkabriolett aus Untertürkheim. Damit der Adjudant des Kanzlers repräsentieren kann.

Da freilich schwer zu verstehen ist, wie sich Repräsentationsverpflichtungen protokollgerecht ausgerechnet in einem Sportwagen erledigen lassen, drängt sich als wirklicher

Minister Seebohm — wie korrupt sind wir eigentlich?

Beweggrund für den gut florierenden „Auto-Ausleihdienst" doch die Gewißheit auf, daß Kilb als Gegenleistung für entsprechende Regierungsaufträge an die Daimler-Benz-AG sorgte. Und kein noch so dezentes kriminalpolizeiliches Untersuchungsergebnis wird das vertuschen können!

Nach dem Motto: „Was dem Kilb recht ist, ist dem Seebohm billig" bemühte sich auch der wohlbeleibte Verkehrsminister redlich, im Bonner Korruptionssumpf mitzuschwimmen und die Erwartungen seiner Drahtzieher nicht zu enttäuschen. Da gilt für das gesamte Bundesgebiet eine Vorschrift, wonach niemand mehr als eine Autobahntankstelle pachten darf. Dessenungeachtet wurden dem Benzinmillionär Helbach seinerzeit die Pachtverträge für zehn Zapfstellen von insgesamt dreizehn Autobahntankstellen in Nordrhein-Westfalen verlängert. Helbach hatte die Klippe des Gesetzes auf rechte Kapitalistenart zu umgehen vermocht. Über den ADAC-Sportpräsidenten Julius Köther, der dafür eine fünfstellige Provision bekam, erbat er eine private Zusammenkunft mit Verkehrsminister Seebohm. Die fand auch statt. Wenig später erhielt Helbach eine Verlängerung seiner Pachtverträge um weitere fünf Jahre, Seebohm dafür keineswegs Pfennigbeträge und jetzt — nach Aufdeckung des Skandals — nicht etwa seine Entlassung.

Es hieße den anderen führenden und nichtführenden Politikern im Bonner Westzonenstaat Unrecht tun, würde man annehmen, nur Kilb und Seebohm seien für „kleine Geschenke" empfänglich. Klagt doch schon die großbürgerliche „Welt" am 20. August: „Ist Bestechung heute ein Kavaliersdelikt? Sind alte Maßstäbe zerbrochen? Wie korrupt sind wir eigentlich?"

Es bedarf auch gewiß keiner Sonderkommissionen der Kriminalpolizei, um nachzuweisen, in welchem Maß die Volksverführer um Adenauer von ihren Monopolen, deren Interessen sie vertreten, abhängig sind und ausgehalten werden. Nur täte die westdeutsche Bevölkerung gut daran, sich auch beim nächsten Gang zur Wahlurne daran zu erinnern.

Wir aber sollten Vergleiche ziehen. Immer und gründlich. Und erst recht, wenn wir unsere Volksvertreter wählen!

Rudolf Röhrer

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM
Rudolf Röhrer (Chefredakteur), Kurt Stephan (stellvertretender Chefredakteur)
Lena Smolny, Werner Jenke, Bruno Goldhammer, Günther Zumpe (Verlagsleiter)
Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank, Dresden 9/1862 · Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der DDR
Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint alle 10 Tage, Preis 30 Pf, Abonnementspreis monatlich 90 Pf
381

Sowjetunion baut das erste Unterwasser-Labor der Welt — Fernsehkamera auf „Fischjagd" – großer Nutzen für die Volkswirtschaft

U-Boot erforscht Fischgründe

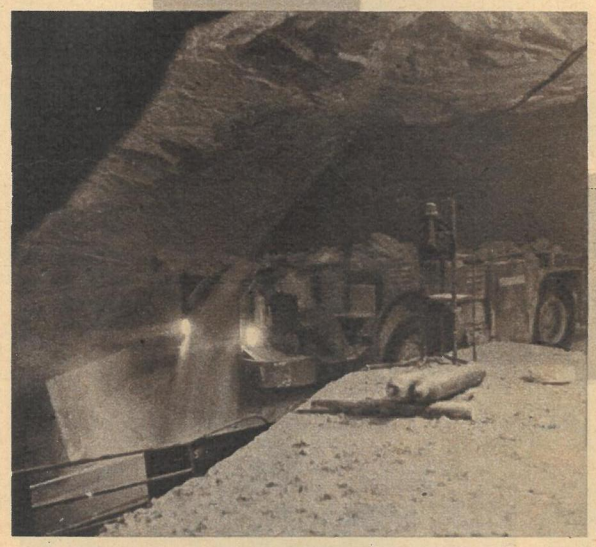
Noch immer dreht Sputnik III zuverlässig und von sozialistischem Erfindergeist kündend seine Runden. Noch ist ein ganzes Heer von Wissenschaftlern mit der Auswertung aller Meßergebnisse beschäftigt, die Sputnik III und seine beiden Vorfahren zur Erde funkten. Da stehen bereits neue Pläne der sowjetischen Wissenschaft kurz vor ihrer Verwirklichung. Diesmal sollen nicht die Geheimnisse des Weltraums über uns ergründet, sondern die Rätsel gelöst werden, die noch in den ewig finsteren Tiefen der Meere schlummern. Zu diesem Zweck wird gegenwärtig das erste Unterwasser-Labor der Welt eingerichtet. Schon in absehbarer Zeit wird es eine große Ozeanreise in Gebiete des industriell betriebenen Fischfangs unternehmen. – Der Einsatz des U-Bootes zu wissenschaftlichen Arbeiten hat große Bedeutung für die Volkswirtschaft, denn es studiert Fragen, die eng mit dem Fischfang verbunden sind. Das sind die Bildung von Fischschwärmen, ihre Stärke, ihre Wanderungen, das Verhalten der Fische in Fischfangzonen – alles Dinge, auf die bisher die Wissenschaft noch keine exakte Antwort geben konnte. Mit Hilfe des Unterwasser-Labors kann auch die Wirksamkeit moderner Fischfanggeräte festgestellt und können Wege zu ihrer Vervollkommnung gesucht werden.

Zeichnung: Adelheim Dietzel; Foto: ZB-Archiv

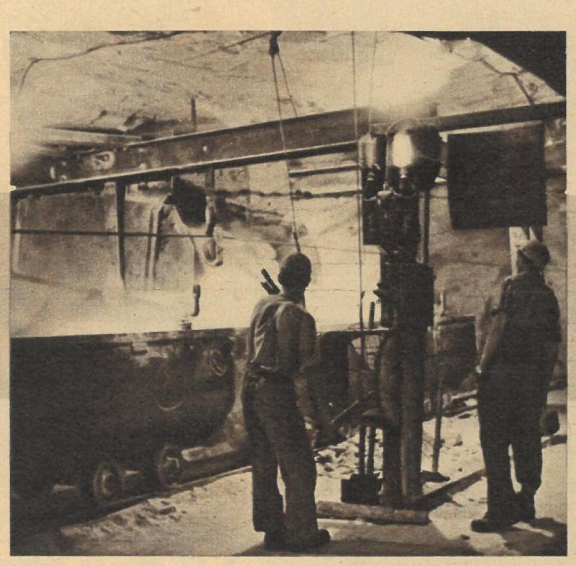
Die Filmarbeit auf dem Grunde des Meeres wird vom Unterwasser-Labor einfacher und weniger gefährlich ausgeführt werden können, als hier von dem französischen Taucher Roger Lesage auf dem Korallengrund des Karibischen Meeres. Das U-Boot verfügt über alle Einrichtungen für visuelle Beobachtungen. Da in großen Tiefen ewige Finsternis herrscht, wurde es mit mächtigen Scheinwerfern ausgestattet. Im Bugteil ist eine Fernsehkamera aufgestellt. Sie überträgt ihre Beobachtungen zum Fernsehempfänger des Schiffes. Modernste Geräte werden für die Filmaufnahmen verwendet, unter anderem Impulsblitzlicht, dessen Stärke fast 20mal größer ist als die Stärke der gewöhnlichen Blitzlichter von Fotoreportern

Vor Ort

„Um Kali wird gekämpft, und wir haben nie daran gezweifelt, trotz der vielen Schwierigkeiten, die täglich auftreten, daß wir es schaffen werden", berichtete Genosse Liemen aus dem Kaliwerk „Marx-Engels" dem V. Parteitag der SED. Es geht dabei aber nicht nur um mehr, sondern gleichzeitig auch um besseres Kali als Endprodukt. Für die Grube heißt das, die Förderung von Rohsalz zu steigern. Vor einem Jahr wurde hier auf Initiative des Genossen Grubendirektor Niebergall mit einer großzügigen technischen und organisatorischen Umgestaltung begonnen. Während im Juni 1957 die Förderung je Schicht 2473 Tonnen betrug, waren es im Juni 1958 je Schicht 2616 Tonnen. Moderne Maschinen, wie dieser Frässcheibenlader, der in zwei bis drei Minuten 14 Tonnen gebrochenes Kali zum Weitertransport auf den Bunkerpendelwagen ladet, erleichtern den Kumpeln die Arbeit. Ein genau aufgeschlüsselter Arbeitsablaufplan, verbunden mit neuen Arbeitsmethoden, vermeidet die früher üblichen Stockungen beim Abtransport



Während einer der Bunkerpendelwagen seine Last in den Schacht der Großfüllstelle entleert, wird der andere bereits wieder beladen. Beim Abtransport vor Ort treten damit keinerlei Stockungen mehr ein, wie es früher bei den Schrappern (einem durch Seilzug bewegten baggerähnlichen Gerät von geringem Fassungsvermögen) üblich war, als ein Schrapper dem anderen die leeren Grubenwagen (Hunte) wegnehmen mußte

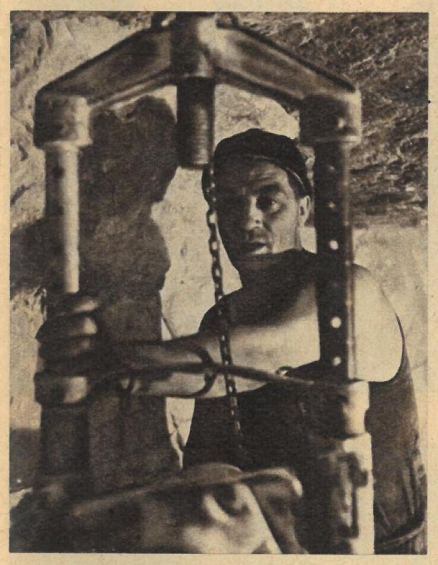


Ein Hebeldruck genügt, um die an der Großfüllstelle anrollenden Hunte zu füllen. Wagen um Wagen rollten so zum Förderschacht und die frei gewordenen 24 Arbeitskräfte konnten in der Regulierung und bei Investarbeiten eingesetzt werden. Das bedeutet nicht nur eine höhere Arbeitsproduktivität, sondern gleichzeitig eine sehr erhebliche Einsparung von Mitteln, die dem Betrieb verlorengingen und bisher mit diesen Arbeiten beauftragten Privatbetrieben zuflossen

Die moderne Technik allein schafft es aber nicht. Auf den Kumpel, der hier 700 Meter unter Tage bei fast 30 Grad Wärme das Kali bricht, kommt es an. Neue Arbeitsmethoden, wie z. B. das Großlochbohren im Streckenvortrieb, ermöglichen ihm, seine Leistung zu steigern. Vor der Einführung dieser Neuerungen waren es je Schicht 2 Meter Streckenvortrieb, heute sind es 3,50 Meter. Die Arbeitsleistung wurde also allein dadurch und ohne Mehrarbeit für die Kumpel um 75 Prozent gesteigert

fällt die Entscheidung

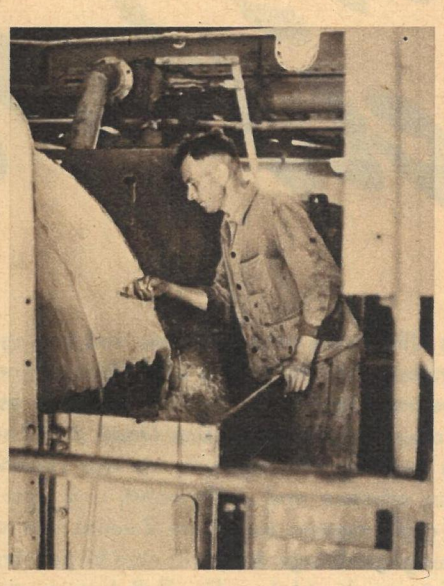
Im Jahre 1944 förderte das heutige „Marx-Engels-Werk" in Unterbreizbach täglich 2600 Tonnen Kalirohsalz. Heute sind es 5500 t, in wenigen Jahren werden es 10000 Tonnen sein. ZB untersuchte die Quellen des Erfolges.



„Hier bei uns fällt die erste Entscheidung", stellt Brigadier Kurt Albrecht fest: „Wieviel das Werk produziert, hängt zuerst mal davon ab, wieviel wir brechen. Neue Maschinen und neue Arbeitsmethoden gehören dazu, aber, wie Walter Ulbricht sagt, auch das Bewußtsein, wofür wir arbeiten, eine neue sozialistische Arbeitsmoral."

„Die Qualität ist gut und die geförderte Menge auch", findet Obersteiger Gerhard Joachim: „Immer war das nicht so. Was die Menge anbetrifft, da haut es jetzt doch anders hin, als vorher. Seit wir die Arbeit umfassend und großzügig neu organisiert haben, ist die Pro-Kopf-Leistung stark gestiegen!"

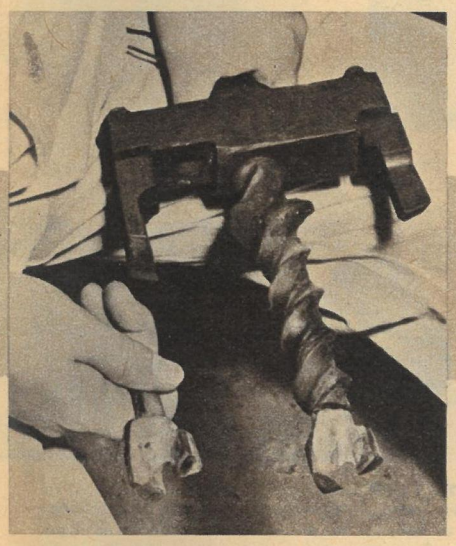
Text Gerhard Fischer / Fotos Eberhard Buschmann



„An uns liegt es, daß das fertige Produkt den Leistungen der Kumpel entspricht!" Brigadier Paul Schwaab aus der Abteilung Trocknung erklärt richtig: „Der Plan ist Sache des ganzen Betriebes, und wenn unter Tage von den Kumpeln, die das Rohkali fördern und große Leistungen vollbringen, am schwersten gearbeitet wird, müssen wir es hier oben am besten tun!"

Zur Zeit sind der Förderung des Werkes allerdings noch gewisse Grenzen gesetzt. Es fehlt der zweite Förderschacht, ein Millionenprojekt, für das die früheren Zechenherren kein Geld hatten. Jetzt wird er gebaut und hat bereits eine Tiefe von 460 Meter erreicht. Neben einer Produktionssteigerung um zwei Fünftel dient er vor allem der Sicherheit und Gesunderhaltung der Kumpel

Der Weltmarkt, auf dem die DDR als Kali-Exporteur z. Z. den zweiten Platz einnimmt verlangt 60prozentiges Kali. Um diese verlangte Qualität zu garantieren, werden stündlich Proben entnommen und untersucht. Produktionssteigerung heißt für den Betrieb gleichzeitig Qualitätssteigerung



So sieht der Großlochbohrer aus, dessen Vorteil vor allem in der bedeutend geringeren Zahl der zu bohrenden Löcher besteht. Beim normalen Bohrkopf (links) müssen für eine Sprengung rund 30 Löcher gebohrt werden, während beim Großlochbohrer nur noch ein Drittel notwendig sind und dadurch die Arbeitszeit besser ausgenutzt wird

Die Reihe der Waggons, die das fertige Kali abtransportieren, reißt nicht ab. Mehr als tausend Tonnen verlassen täglich das „Marx-Engels-Werk" in Unterbreizbach. Unmittelbar daneben liegt die westdeutsche Grube Hattorf. Während dort die Produktion wegen Absatzschwierigkeiten stagniert, steigt sie in Unterbreizbach ständig weiter an. Gewissen Kreisen hinter der Grenze ist diese Tatsache, von der sie sich täglich überzeugen müssen, ein Dorn im Auge. Schon 1952 glaubten sie das Werk stillegen zu können, indem sie die über ihr Gebiet führende Bahnlinie sperrten. Als dieser Anschlag mißlang, weil wir in nur 90 Tagen eine 5 km lange Umgehungsstrecke bauten, suchten sie neue Wege. Eine von „drüben" ausgeführte Sprengung sollte die Grube ersaufen lassen und, wie sich die inzwischen von uns abgeurteilten Banditen ausdrückten, unseren Kumpeln „das Schwimmen lernen". Die Anschläge des Feindes sind gescheitert. Das Kaliwerk „Marx-Engels" produziert nicht nur, sondern es steigert sogar Menge und Qualität seiner Arbeit und ist zum Vorbild unserer neuen, sozialistischen Produktionsweise geworden

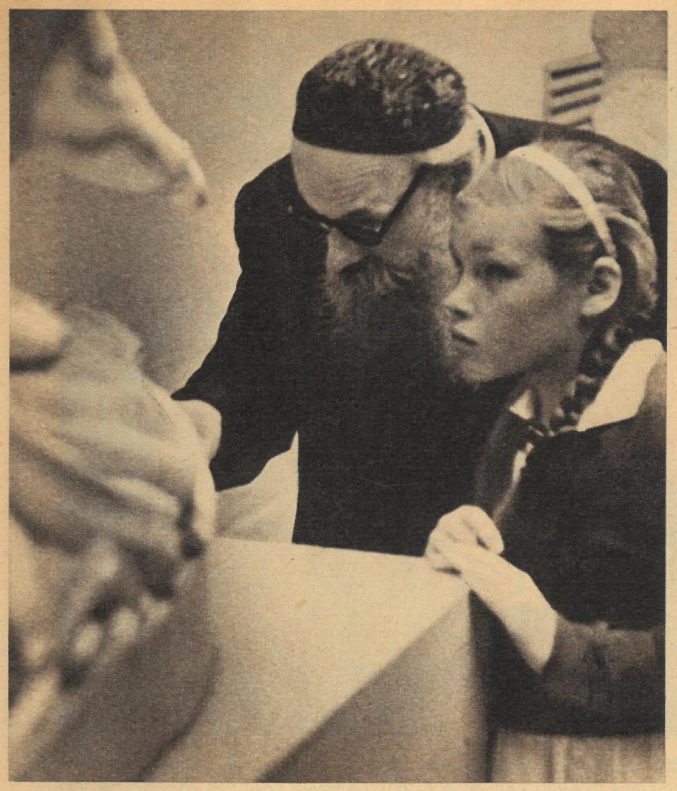
Was beeindruckte am meisten?

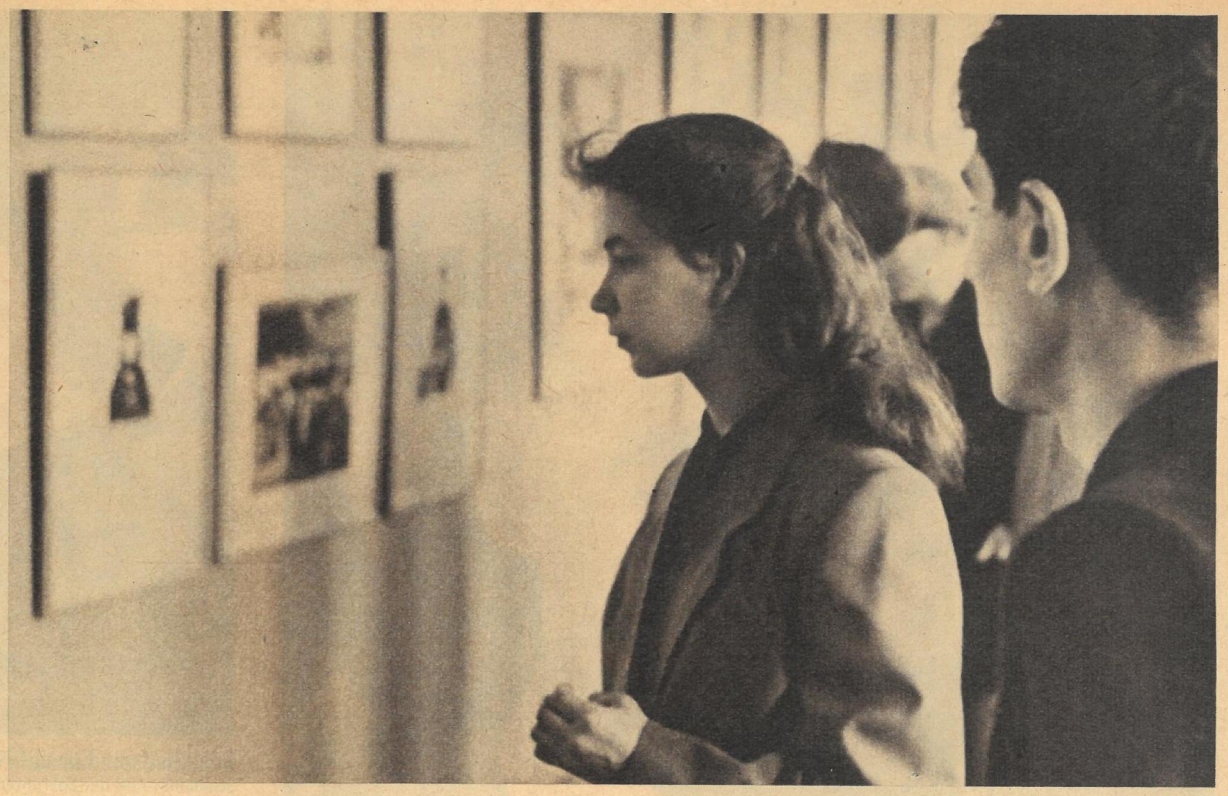
Diese Frage stellten wir unserem Redakteur Hans Ullrich, als er aus Moskau und Leningrad zurückkehrte, wo er die Ausstellungen der von der Sowjetarmee geretteten und jetzt an die DDR übergebenen Kunstschätze besucht hatte. Seine Antwort ist überraschend und interessant. Gewiß – so erklärte er – war es ein großes Erlebnis, so berühmte Meisterwerke zu sehen wie den Pergamonfries (unten), „Das Urteil des Paris" von Cranach, „Der Maibaum" von Goya und manche schon verloren geglaubte Kostbarkeit, wie das „Eisenwalzwerk" von Menzel. Auch die Liebe und Sorgfalt, mit der die Schätze erhalten und aufbewahrt, und jetzt zum Abtransport fertig gemacht wurden, berührte mich sehr. Doch am großartigsten war ohne Zweifel das starke Interesse, das die sowjetische Bevölkerung den Museumsschätzen entgegenbringt. Ich fand eine Begeisterung, wie sie mit Worten kaum festgehalten werden kann. Auf Schritt und Tritt wurde sichtbar: Das Volk hat von der Kunst Besitz ergriffen!

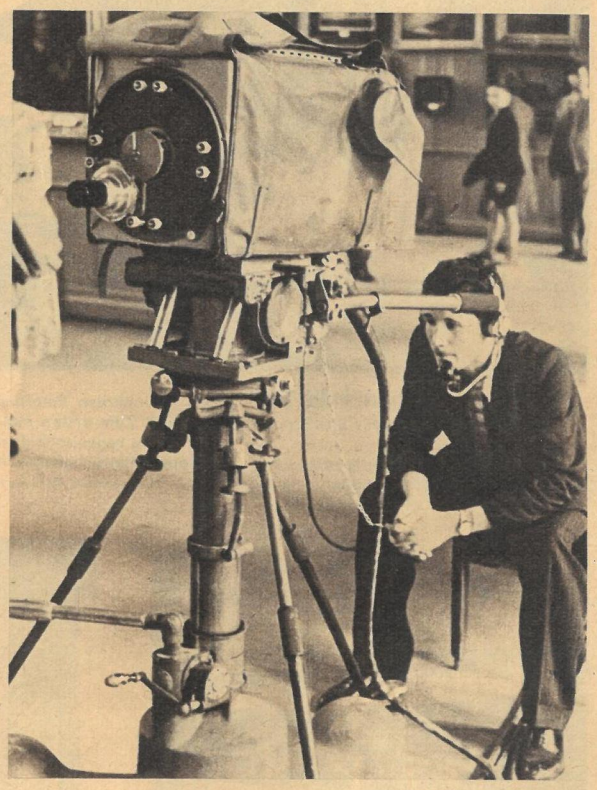
7000 bis 8000 Besucher täglich, sonntags oft sogar bis zu 12000, registrierte das Moskauer Puschkin-Museum während der Ausstellung der deutschen Museumsschätze. In Leningrad, wo in der Ermitage, die sich heute auf das Winterpalais erstreckt (Bild unten), ebenfalls deutsche Kunstschätze zur Schau standen, erreichte die tägliche Besucherzahl oft sogar 15000. Für das Puschkin-Museum war besonders charakteristisch, daß schon geraume Zeit vor Ausstellungseröffnung die Besucher in langen Reihen geduldig auf den Einlaß warteten. 20 Führungen hatte die Moskauer Ausstellungsleitung pro Tag vorgesehen. Bereits zur Eröffnung waren sie für die gesamte Ausstellungszeit ausverkauft. Doch auch ohne Führung konnte sich der Besucher gut orientieren, indem er einen der Konsultanten, die in verschiedenen Räumen dem Publikum zur Verfügung standen, um Auskunft bat

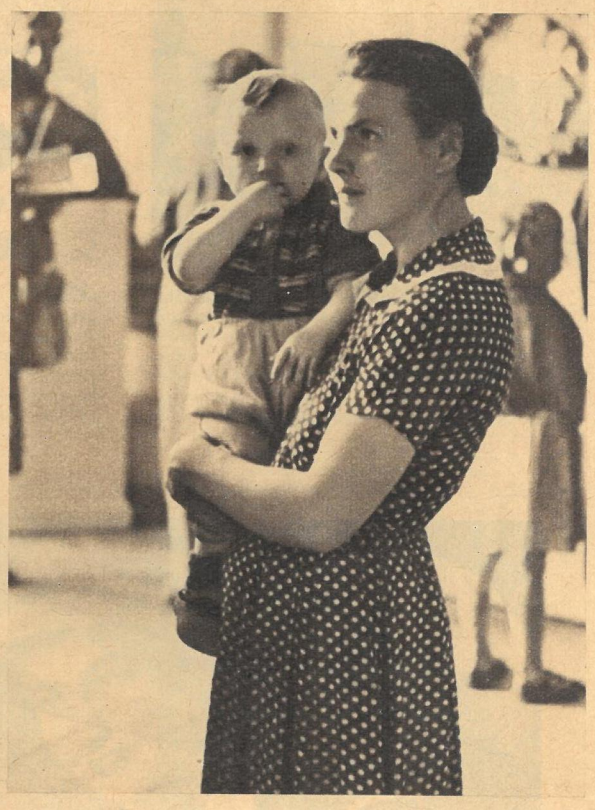
Von Nah und Fern waren die Menschen herbeigeeilt, um eine Auswahl der sichergestellten und der DDR übergebenen Museumsschätze zu sehen, und so herrschte in den ehrwürdigen Räumen ein buntes Gewimmel. Hier vertiefte sich ein Arbeiter in die Bilder eines Franz Hals, Meunier, Liebermann. Dort begeisterte sich eine Studentin an den Werken des Dresdner Kupferstichkabinetts.

Ein reaktionäres Deutschland brachte unermeßliche Kunstschätze an den Rand der Vernichtung –









Großväterchen, gerade zu Besuch in Moskau, hat besondere Vorliebe für Skulpturen, während Wissenschaftler mit Kennermiene antike „Edelsteine" entdecken. Für die Kolchosbäuerin, die mit einigen Frauen ihrer Brigade in der Ausstellung weilt, sind Kunstwerke schon längst kein Buch mit sieben Siegeln mehr. Und mitten unter den zahllosen Besuchern: Die Kamera des Fernsehfunks – das Auge für jene Millionen, die nicht nach Moskau oder Leningrad kommen konnten. Sehr oft hört man das bekannte „Klick" der Fotoapparate (Fotografieren erlaubt!). Manch einer versucht das gleiche mit Pinsel und Farbe. Ist der Kopf voll und der Magen leer, dann laden kleine Museumsrestaurants zum Imbiß ein. Kein Wunder ist es allerdings, daß während der Gespräche mit sowjetischen Besuchern auch die Frage auftaucht: „Und wann erhalten wir unsere Kunstschätze zurück?" Es ist eine Frage, die uns Deutsche mit großer Scham erfüllt, denn wir wissen, daß zahllose sowjetische Meisterwerke nie zurückkehren werden, weil sie in den Flammen des faschistischen Überfalls untergingen. Bekannt ist aber auch, daß noch heute ein Teil sowjetischer Museumsschätze in München lagert, und daß die Bonner Regierung keinen Finger krumm macht, um sie ihrem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben

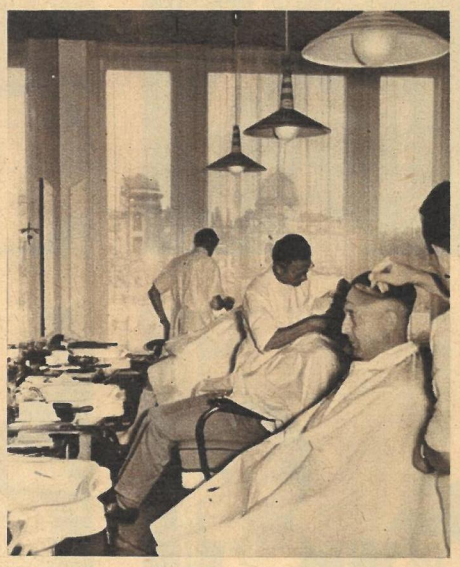
dem demokratischen Teil Deutschlands wird ihre Rettung und Übergabe eine Verpflichtung sein

Trikot und Titel für die DDR. Einen triumphalen Empfang bereiteten Zehntausende Berliner dem neubackenen Amateur-Straßenweltmeister 1958. Zum ersten Mal in der Geschichte des Radsportes errang ein deutscher Fahrer — unser „Täve" Schur — das regenbogenfarbene Trikot und den begehrten Titel. Mit gleicher Begeisterung wurden aber auch seine Mannschaftsgefährten begrüßt, die die Farben der DDR in Reims ehrenvoll vertraten Fotos: Voss (4). Zentralbild (2). Valentin. HO-Bild. Buschmann. Höhne-Pohl

Sozialistische Eheschließung. Ohne Glockengeläut und Kniefall schlossen die Laborantin Irma Schmeißer und der Lokführer Fred Preuk im Kultursaal des Bahnbetriebswerkes Halle auf sozialistische und besonders feierliche Art den Bund fürs Leben. Einer der ersten Gratulanten war Otto Arndt, Vizepräsident der Reichsbahndirektion Halle, der dem jungvermählten Ehepaar einen wertvollen Besteckkasten überreichte

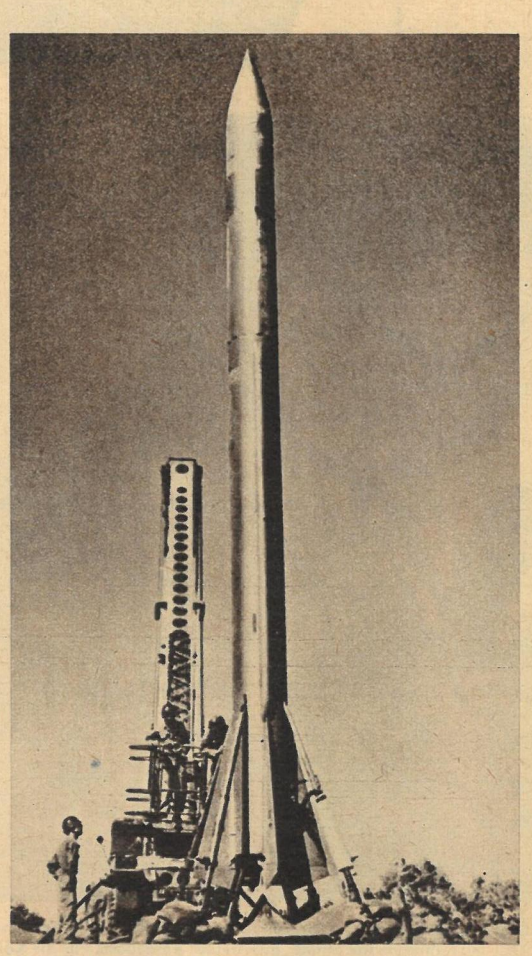
Vorfristig geliefert. Die „Woche der deutsch-tschechoslowakischen Freundschaft" stand im Zeichen eines regen Gedanken- und Erfahrungsaustausches zwischen Delegationen unserer beiden Länder. Als Beweis fester Verbundenheit brachten Werktätige des VEB Schokopack Dresden die erste einer Serie noch 1958 zu liefernder Keksverpackungsmaschinen vorfristig zum Versand

Elbe-Friedensfahrt. Bis auf den letzten Platz ausverkauft war die „Jan Molsen", als das Schiff eine vom Hamburger Landesfriedens-Komitee organisierte Elbe-Friedensfahrt begann. Tausende Hamburger verfolgten die Abfahrt des Schiffes, von dem 600 mit Postkarten gegen Atomaufrüstung versehene Luftballons aufgelassen wurden



„Figaro" – ein Begriff. Mit allem Komfort ausgestattet, erhielt die HPG „Figaro" im sozialistischen Stadtkern Dresdens einen der modernsten Friseursalons unserer Republik. Kaum daß sich hier die Arbeit eingespielt hat, sprechen die „Figaros" bereits von neuen Objekten. Damit sind sie drauf und dran, größte HPG des Friseurhandwerks in unserer DDR zu werden

ZEIT IM BILD



Atomraketen für Nahost. Entgegen dem Beschluß der UN-Vollversammlung, wonach die anglo-amerikanischen Aggressionstruppen aus Libanon und Jordanien abzuziehen haben, verschärfen die Amerikaner die Lage weiter. Wie bekannt wurde, begannen sie in Westdeutschland Atomsprengköpfe für „Coporalraketen", einer ausgesprochenen Massenvernichtungswaffe (Bild), zu verladen. Diese gefährliche Munition soll unter starkem westdeutschem Begleitschutz über Italien nach Nahost geflogen werden. Ein weiterer Beweis der unmittelbaren westdeutschen Beteiligung an dieser Aggression!

„Brauchen wir nicht", sagte das GHK. Zur Unterstützung der Massenbedarfsgüterproduktion hat der VEB Vereinigte Hutwerke Guben eine Reihe modischer Damenhutartikel aus inneren Materialreserven entwickelt (unsere Fotos zeigen eine kleine Auswahl), die äußerst preiswert sind. So kosten die beliebte Berliner Kappe 5,85 DM, der flotte Straßenhut 15,80 DM, der schicke Turban 13,90 DM und die sportliche Glocke 8,85 DM (von links nach rechts). Wie uns der Betrieb schreibt, lehnte der Staatliche Großhandel ab, die Produktion in diesen Erzeugnissen auszulasten. So ist die Herstellung von 7500 Stepphutartikeln und 7000 Hutartikeln in der Qualität Mevo (oben) in Frage gestellt, da nach Ansicht des Staatlichen Großhandelskontors kein entsprechender Bedarf unter der werktätigen Bevölkerung vorhanden sei

Was sagen Sie dazu?

DIE ALTEN

KULTUREN

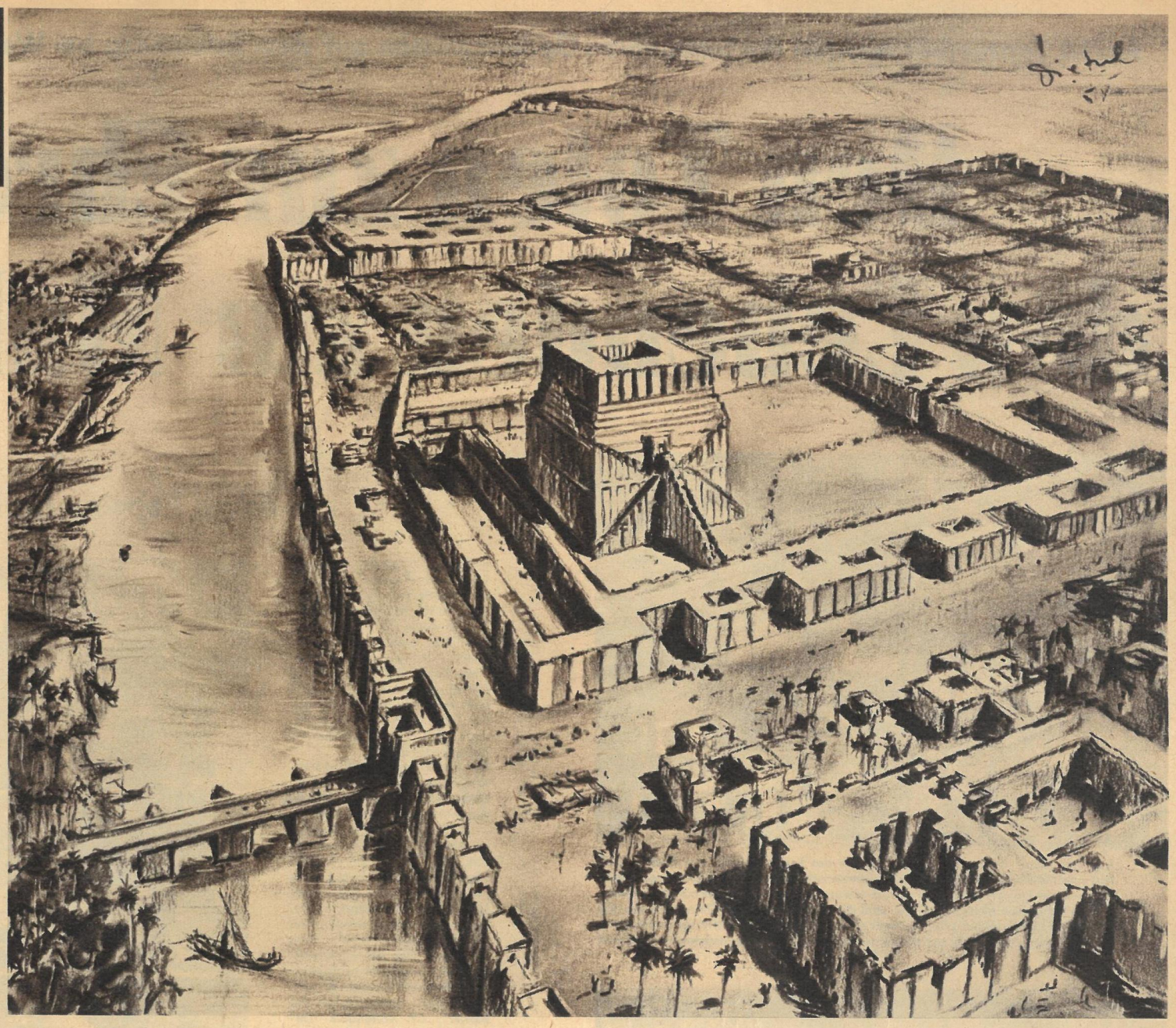
DER MENSCHHEIT

Bildbericht Adelhelm Dietzel

4

Um etwa 2000 v. d. Zw. drangen fremde Bergstämme nach Mesopotamien vor und überrannten die blühenden Städte Sumers; die sumerische Kultur, der wir die Schrift und die ersten Gesetze verdanken, versank. — Nach einigen Jahrhunderten wird ein bis dahin unbedeutender Ort am Mittellauf des Euphrat zur mächtigsten Metropole der alten Welt: Babylon. Als neues kulturelles Zentrum des babylonischen Reiches, das zeitweise ganz Mesopotamien umfaßte, residieren hier zu Beginn und am Ende seiner Blütezeit mächtige Könige. Um 1750 v. d. Zw. war es Hammurabi, der durch eine bedeutende Gesetzessammlung seinen Sklavenhalterstaat zu festigen suchte, um 600 v. d. Zw. ließ Nebukadnezar gewaltige Paläste und Tempel errichten, um seine Macht zu demonstrieren und die Gunst der Priesterschaft, deren Oberhaupt er selbst war, zu erhalten.

Hätten wir damals im Hubschrauber über die Stadt fliegen können, so hätte sich uns ein prächtiges Bild dargeboten. Ein mächtiges turmartiges Bauwerk, dessen buntglasierte Ziegel in der Sonne funkeln, erhebt sich inmitten langgestreckter Gebäude, den Wohnungen der Priester und Pilger, den Vorrats- und Schatzhäusern: der Turm von Babel, das Heiligtum des Gottes Marduk. Dicke Ziegelmauern mit wehrhaften Türmen und reliefgeschmückten Toren schützen die Stadt. Eine Steinbrücke, die erste der Welt, verbindet sie mit dem fruchtbaren Land jenseits des Euphrat, das durch weitverzweigte Kanäle bewässert, einem fruchtbaren Garten gleicht, in dem die bunten Getreide- und Gemüsefelder von üppigen Dattelpalmen- und Olivenhainen gesäumt werden. Einsam und verlassen liegen heute die von den Archäologen freigelegten Grundmauern der einstigen Prachtbauten. Zerrissene Hügel verwitterten Lehms (Foto), das sind die Reste Babylons.



Der Kunstsachverständige

VON RENATE HOLLAND-MORITZ

Kulturfunktionär Eduard Pietsch ist ein rühriger solcher. Allwöchentlich sieht man ihn pflichteifrig durch die Abteilungen laufen und Karten verteilen: für das Theater, für Konzerte, für Kabarett und Varieté. Wenn einmal ein Kollege nicht will, weil am Freitag gerade sein Skatabend ist, hält Eduard Pietsch einen gepflegten Aufklärungsvortrag. „Was", sagt er, „du ziehst solche spießigen Vergnügungen unserem Kulturerbe vor? Du mußt dich ja vor den Schulkindern schämen, die verstehen schon tausendmal mehr von Kunst als du vertrottelter Skatbruder." Und dann schämt sich der jeweilige Kollege sehr und verlegt seinen Skatabend auf den Donnerstag. Nun muß aber gesagt werden, daß Eduard Pietschs eigener Kontakt zur Kunst mehr ein rhetorischer ist. Familiäre Rücksichten erlaubten ihm bisher nur den regelmäßigen Besuch von Varietés. Und wenn ihn die Kollegen fragen, was er vom Verfremdungseffekt halte, ob er mehr für Oistrach senior oder junior schwärme, und ob er lieber die Taudte oder die Runkehl als Gretchen sehe, dann kann er nur dringende Arbeiten vorschützen und im übrigen bemerken, daß auch solche Fragen früher nur den oberen Zehntausend vorbehalten waren. Doch eines Tages nimmt sich Eduard ein Herz sowie zwei Karten für das Konzert einer berühmten Pianistin. Es kostet ihn zwar einigen Schweiß und seine ganze agitatorische Beredsamkeit, bis er seine Gattin von der Notwendigkeit eines Konzertbesuches überzeugt hat, aber schließlich sitzt er doch im Parkett, inmitten seiner Kollegen. Zu seinem Erstaunen bemerkt er sogar zahlreiche Kulturfunktionäre aus anderen Betrieben, die er bisher nur von Konferenzen kannte.

Zwischen seinen Knien hält Pietsch einen großen Strauß roter Nelken versteckt — eine Spende aus dem Kulturfonds des Betriebes —, denn er hat gehört, daß nach einem Konzert den Künstlern stets Blumen überreicht werden. Zweifellos wird es ein gutes Licht auf sein organisatorisches Talent werfen, wenn er diesen Programmpunkt unaufgefordert übernimmt.

Plötzlich wird es still im Saal. Zwei Damen haben die Bühne betreten, eine junge schlanke und eine etwas ältere dicke. Beide nehmen am Flügel Platz.

Pietsch ist verdattert. Er kann sich genau erinnern, es war nur von einer Pianistin die Rede. Vorsichtshalber sieht er im Programmheft nach: Nur ein Name ist vermerkt. „Schluderwirtschaft", denkt er bei sich, „hier müßte mal ein anständiger Organisator hin."

Leider ist die vordere Pianistin so dick, daß Pietsch nicht sehen kann, was die hintere macht. Aber zweifellos spielen die Künstlerinnen vierhändig. Daß es so etwas gibt, hat Pietsch einmal von seinem zehnjährigen Sohn erfahren. Ihn beunruhigt der Gedanke, daß er nur einen einzigen Nelkenstrauß besorgt hat. Kann er denn die eine Künstlerin ehren und die andere leer ausgehen lassen? Oder soll er die Blumen etwa seiner Frau schenken? Nein, das wäre zu albern.

Auf Pietschs Stirn bilden sich kleine Schweißtropfen. Hoffentlich merken die Kollegen nichts von der Peinlichkeit der Situation, sonst werden sie ihm beim nächsten Kartenverkauf schön was husten.

Von der Musik hört Pietsch nichts. In ihm arbeiten die Gedanken wie rasend. Irgend etwas muß geschehen, das ist klar. Er als verantwortlicher Kulturfunktionär muß von dieser Veranstaltung retten, was zu retten ist. Eine offizielle Persönlichkeit muß auf die Bühne treten und sich dafür entschuldigen, daß die eine Künstlerin im Programmheft vergessen wurde. Pietsch ist entschlossen, sogar selbst einzuspringen.

In der Pause rennt er wie von der Tarantel gestochen aus dem Saal. Seine Frau sieht ihm mitleidig nach. Sie hat ihm ja schon beim Abendbrot gesagt: Rhabarber und Buttermilch vertragen sich nicht! Aber Pietsch hat andere Sorgen. Er läuft hinter die Bühne und schreit: „Der Veranstaltungsleiter! Wo ist der Veranstaltungsleiter!" Da öffnet sich eine Garderobentür und heraus tritt — die junge schlanke Pianistin. Pietsch steht erstarrt. „Gnädiges Fräulein", stammelt er, „gnädiges Fräulein, hat man sich für dieses gräßliche Mißgeschick schon bei Ihnen entschuldigt?"

Die junge Dame lächelt. „Aber mein Herr", sagt sie freundlich, „es ist doch nicht so schlimm, daß man mir keinen Polsterstuhl besorgen konnte. Notenumblättern ist ja schließlich keine so anstrengende Arbeit."

Pietsch ist sprachlos. „Entschuldigen Sie", sagt die junge Dame, „die Pause ist zu Ende. Ich habe jetzt noch Chopinsche Präludien zu blättern."

Den zweiten Teil des Programms verfolgt Pietsch mit der Hingerissenheit eines schwärmerischen Jünglings. „Herrlich — diese Chopinschen Präludien", flüstert er seinem hinter ihm sitzenden Chef zu. Und der Chef freut sich über das feine Kunstverständnis des Kulturfunktionärs.

„Warum hat eigentlich die andere Pianistin keine Blumen gekriegt?" fragt abends Frau Pietsch ihren Mann.

„Mein Gott, bist du dämlich", schreit er entrüstet, „das war doch nur die Notenumblätterin!"

Kleine Geschichten um große Leute

Johannes Brahms war einst bei einem begeisterten Kunstenthusiasten zu Gast. „Mein lieber Herr Doktor", begann der Hausherr, „ich rechne es mir zur hohen Ehre an, daß sie heute erschienen sind! In Anbetracht der Feierlichkeit dieser Stunde habe ich aus meinem Weinkeller die hervorragendste Marke heraufholen lassen. Es ist — der Brahms unter meinen Weinen!" Der große Musiker ließ den Blick abwechselnd von den gefüllten Gläsern zu dem Gastgeber gleiten, nahm dann ein Glas und probierte mit der Miene des Feinschmeckers. Dann setzte er das Glas hin. „Gut ... ganz gut! Aber wenn das Ihr Brahms ist, dann lassen sie lieber den Beethoven heraufholen."

Lessing erhielt den Besuch eines Nichtstuers, der mit großer Weitschweifigkeit irgendwelche utopischen Pläne entwickelte. Der Dichter zeigte bald seine Ungeduld, und der Besucher erklärte: „Ich will meine Ausführungen tunlichst beschränken." — „Lassen Sie nur! Sie sind schon beschränkt genug."

Voltaire sagte einst einem Abt, der die Gastfreundschaft des Philosophen im Schloß zu lange mißbrauchte: „Wissen Sie, welcher Unterschied zwischen Ihnen und Don Quichotte besteht? Für Don Quichotte waren alle Wirtshäuser Schlösser und für Sie sind die Schlösser Wirtshäuser."

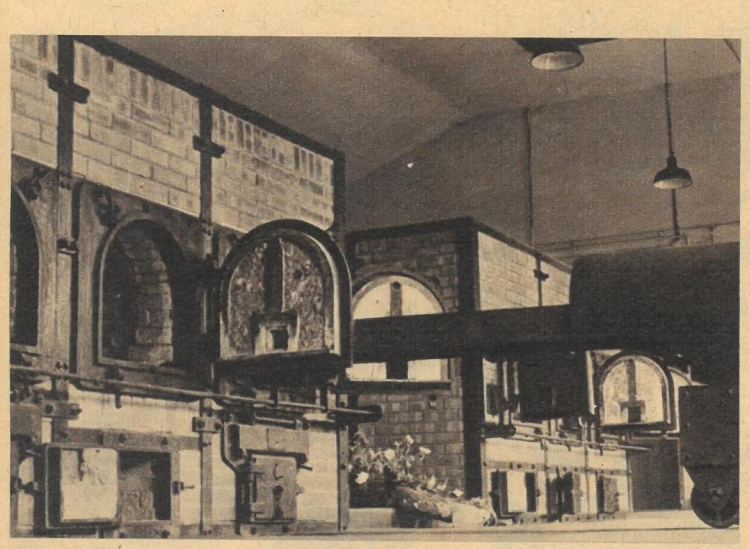
Der Abt verließ daraufhin eilig das Schloß.

Für eine mehrmonatige Gastspieltournee durch die Vereinigten Staaten im Jahre 1882 forderte die einst weltberühmte italienische Sopranistin Adelina Patti, abgesehen von allen erdenklichen Reisebequemlichkeiten, fünftausend Dollar Honorar für jedes Auftreten. Der Impressario fiel fast um vor Schreck. Dann wandte er bescheiden ein, daß die verlangte Summe rund 50 000 Dollar im Monat ausmache, also ebenso viel, wie der Präsident der USA als Jahreseinkommen beziehe.

„Bitte", sagte Adelina, „wenn der Präsident billiger ist — dann lassen Sie ihn doch singen!"

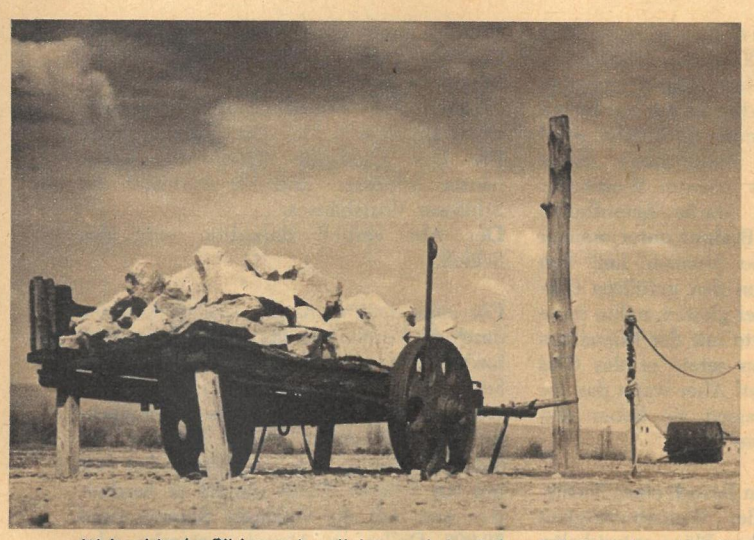
Am 14. September wurden die Nationalen Gedenkstätten auf dem Ettersberg bei Weimar festlich eingeweiht

Den Toten zur Ehre – den Lebenden zur Mahnung



Tag und Nacht rauchten die Schornsteine des Krematoriums von Buchenwald. Tag und Nacht führten die Bedienungsmannschaften den sechs Öfen neue Nahrung — verhungerte oder von der SS erwürgte, abgespritzte, erhängte, erschlagene, erschossene Menschen — zu. Und dennoch reichten die Öfen nicht aus, die Menge der Ermordeten zu fassen. Mehr als zehntausend tote Häftlinge von Buchenwald wurden von der SS auf dem Ettersberg in drei Bombentrichtern verscharrt

Heute vergeht kein Tag, an dem nicht Hunderte und aber Hunderte — Schulklassen, Einheiten der Armee und der Volkspolizei, Arbeiter, Deutsche aus Ost und West sowie viele ausländische Besucher — sich in Buchenwald mit eigenen Augen von den faschistischen Greueln der Vergangenheit überzeugen. — Die geöffnete Tür führt in das Krematorium. Durch sie schritt in der Nacht vom 17. zum 18. August 1944 unser Ernst Thälmann. „Öffne die Tür", hatten seine Henker ihm befohlen. Thälmann tat es. Kurz darauf fielen drei Pistolenschüsse. Eine halbe Stunde später fragte ein SS-Mann den Stabsscharführer Otto: „Weißt du, wer das gewesen ist?" Otto antwortete: „Das war der Kommunistenführer Thälmann."



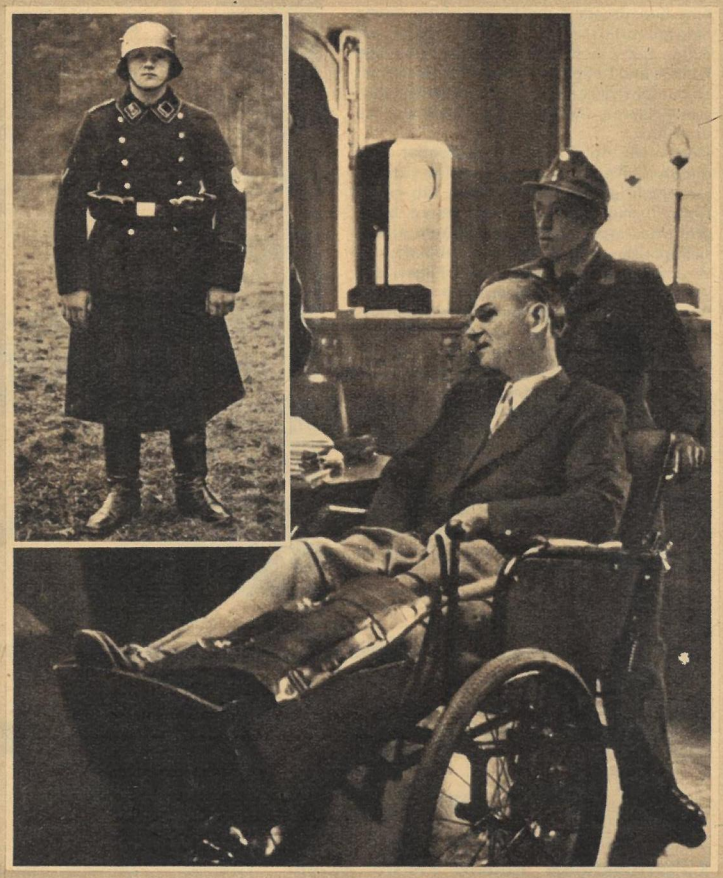
Weit reicht der Blick vom Appellplatz, und ein rüstiger Fußgänger braucht keine Stunde, um von hier nach dem Weimar Goethes und Schillers, nach der Stadt der deutschen Klassiker zu gelangen. Den Henkern der SS war der Geist der Klassiker fremd. Ihr Lebensinhalt bestand darin, die Häftlinge zu quälen und zu foltern. Sie hängten ihre Opfer an einen Baumstamm oder ließen sie als „Singende Pferde" den mit Kalksteinen schwer beladenen, zweirädrigen Karren „unter dem Absingen fröhlicher Lieder" im Laufschritt vom Steinbruch auf den Appellplatz ziehen

In Bonn: Pension für Mörder

Sieh ihn Dir genau an, denn dieser Mann im schwarzen Tuch der Himmlerschen SS ist Mörder von Beruf! Wo er mit seinen Schaftstiefeln hintrat, vergaß das Gras, sich wieder aufzurichten. Seine derben, ungeschlachten Hände würgten Christen, Sozialdemokraten und Kommunisten. Ihr klammernder Griff löste sich erst dann, wenn das Opfer tot zusammengebrochen war.

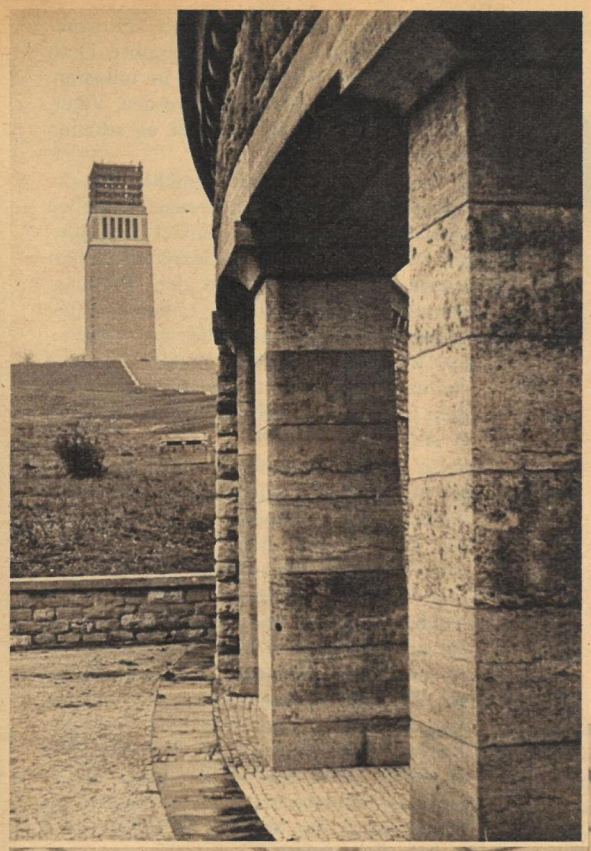
Der Mann heißt Gerhard Martin Sommer. Er war Hauptscharführer und Arrestverwalter im Konzentrationslager Buchenwald. 13 Jahre lebte Sommer unbehelligt in der Bundesrepublik, ehe ihm ein Gericht den Prozeß machte. Er bezog während dieser ganzen Zeit, Monat für Monat, 280 D-Mark Rente. Seine Verbrechen wurden von der Staatsanwaltschaft Bayreuth auf 317 Schreibmaschinenseiten sorgsam registriert. Auf sein Konto kommen 67 „den Umständen nach bekannte Morde", elf vollendete Totschlagsverbrechen und zahllose andere Vergehen.

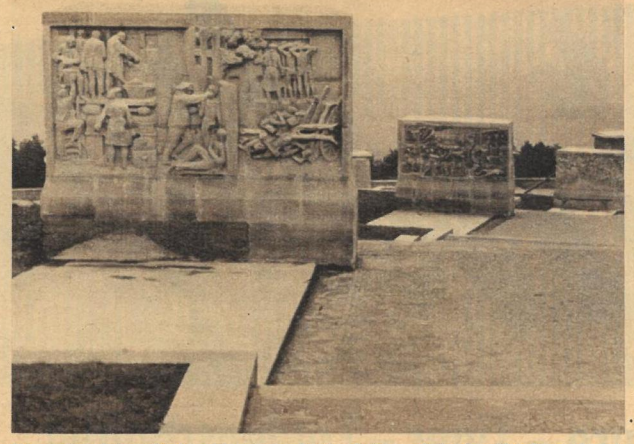
Den Prozeß, den Sommer von einem Kranken-Selbstfahrer aus erlebte, sprach aus den Aussagen der Zeugen noch einmal die Erinnerung an das unsagbare Grauen in den Konzentrationslagern. Das Urteil? Lebenslänglich! Trotz 67 nachgewiesener Morde! Und nach 13 Jahren erst! So „ehrt" Bonn die Opfer des Faschismus ...



In der DDR: Den Helden ein Denkmal

Anfang 1954 beschloß unsere Regierung, den Helden von Buchenwald ein würdiges Denkmal am Ort ihres Kämpfens und Leidens, auf dem Ettersberg zu setzen. Tausende trugen einen Teil ihrer Dankesschuld an die Opfer des Faschismus ab und halfen beim Bau der Nationalen Gedenkstätte. 70 freiwillige Helfer waren im Durchschnitt täglich dabei. 1956 schlug die FDJ ein Zeltlager auf, an dem in jedem Durchgang 120 Jugendfreunde teilnahmen. 1957 kamen Werktätige zu Abend- und Wochenendeinsätzen, und in diesem Jahr vollendeten 600 Studenten den Bau. Ist von den freiwilligen Helfern die Rede, dann sei auch jener Arbeiter und Jugendgefährte Ernst Thälmanns nicht vergessen, der heute in Berlin lebt und der während zweier Jahre in seinem Urlaub am Bau arbeitete. Seinen Verdienst spendete er für die Nationalen Gedenkstätten





Über die sieben Stelen hinweg geht der Blick weit in das Thüringer Land. Junge Bildhauer haben mehrere Jahre lang charakteristische Episoden aus dem Lagerleben in den Stein gegraben und dabei die namenlosen Leiden der Häftlinge genauso wie die hemmungslose Brutalität der SS-Wachmannschaften für kommende Generationen im Bild festgehalten. Jede Stele ist einem Jahr der Lagerzeit gewidmet. In der Mitte der vorderen Stele sehen wir den Schrecken des Lagers, den „Henker von Buchenwald", SS-Hauptscharführer Gerhard Martin Sommer, und die von ihm mißhandelten und ermordeten Opfer Bildbericht: Wolfgang Göthel (Text), Karl-Heinz Böhle (Fotos), Zentralbild (1)

Die SS schreckte selbst nicht davor zurück, Kinder in die Konzentrationslager zu verschleppen. So kam in einem Transport in Buchenwald auch ein kleiner polnischer Junge an, dessen Tod für die Wachmannschaften eine beschlossene Sache war. Die Solidarität der Häftlinge entriß den Henkern das schon sicher geglaubte Opfer. Der Junge wurde in einer der Häftlingsbaracken unter der Diele in einem heimlich gegrabenen Loch mehrere Jahre versteckt gehalten, von den kärglichen Rationen mit ernährt und überstand so die Lagerzeit. Unser Bild verewigt diesen Akt der Solidarität

In seinem Atelier am Pariser Platz in Berlin beobachteten wir den Bildhauer, Nationalpreisträger Fritz Cremer bei den letzten Arbeiten an den Figuren der Buchenwaldgruppe. Auf dem großen Appellplatz der Nationalen Gedenkstätte, unmittelbar vor dem Glockenturm, wird die Figurengruppe Aufstellung finden. Zur architektonischen Gestaltung der Gedenkstätte wurde ein internationaler Wettbewerb ausgeschrieben, aus dem ein Kollektiv unter Leitung des Architekten Hans Grotewohl als bestes hervorging. Die nach den Entwürfen des Kollektivs gestaltete Anlage beschränkt sich nicht darauf, den Betrachter an das faschistische Jahrzwölft zu gemahnen; sie erfüllt ihn auch mit jener Gewißheit des Sieges, die die Häftlinge von Buchenwald ihren Peinigern gegenüber so turmhoch überlegen machte. Der Besucher betritt die Gedenkstätte durch das Stelentor, das den Eingang in das KZ versinnbildlicht. Sein Weg führt eine in rotem und schwarzem Stein gehaltene Straße hinab zum ersten Ringgrab. Die Straße und die sieben Stelen an ihrer linken Seite verkörpern die sieben Leidensjahre des Lagers. Die von 18 Pylonen gesäumte, die drei Ringgräber verbindende „Straße der Nationen" hält die Erinnerung an die Zusammenarbeit der Häftlinge von 18 Ländern im Befreiungskomitee des Lagers wach, deren Aufstand am 11. 4. 45 zum Sieg führte. Aus dem dritten Ringgrab führt eine breiter werdende, in hellem Grau gehaltene Straße in die Freiheit — zum Appellplatz und zum Glockenturm (Bild oben)

Zähmdigt

Dompteure – Tiger – Leidenschaften

1. Fortsetzung

ERZÄHLT VON WERNER H. KRAUSE

Tonga und Banko

Ein bewegendes menschliches Schicksal verbindet sich mit den Namen Tonga und Banko. Es ist jetzt zwei Jahre her, daß ein Varieté in Hannover auf grellfarbenen Plakaten zum ersten Mal in Deutschland diese bis dahin unbekannten Namen herausstellte und mit ihnen eine Dompteurnummer ungewöhnlicher Art ankündigte. Nun wird kein Zirkus oder Varieté in der Öffentlichkeit seine Darbietungen als Durchschnitt bezeichnen, sondern stets Prädikate wie „einzigartig" oder „sensationell" gebrauchen. Doch was die etwa zweitausend Zuschauer an diesem Premierenabend in Hannover erlebten, gab noch Tage danach bei ihnen den Gesprächsstoff ab.

Auf der Bühne des Varietés erschien ein junger Dompteur mit einem Leoparden. Dieser Leopard, auf den Namen Banko hörend, fügte sich den Anweisungen seines Herrn Tonga wie ein von der Polizei abgerichteter Hund. „Er pariert aufs Wort", sagten die erstaunten Zuschauer, die eine derartige Raubtierdressur in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten. Doch das alles wäre noch kein Grund, von Ungewöhnlichem zu sprechen. Etwas anderes ließ den Menschen den Atem stocken und diese Nummer als außergewöhnlich empfinden. Der vierundzwanzigjährige Dompteur Tonga besaß nur einen Arm und bewegte sich auf zwei Beinprothesen. Ein bein- und armamputierter Dompteur, der obendrein noch als Höhepunkt seiner Nummer dem Leoparden Banko seinen einzigen heilen Arm in den Rachen hielt und damit die Nerven des Publikums zum Zerreißen anspannte! Dieser Abend brachte dem jungen Tierdompteur Waldemar Keppler, seitdem bekannt unter dem Namen Tonga, einen verheißungsvollen Erfolg. Zirkusse und Varietés aus allen Teilen Deutschlands waren mit einem Schlag auf ihn aufmerksam geworden. Der Wunschtraum jedes Artisten, einmal unter Engagements wählen zu dürfen, erfüllte sich für ihn gleich zu Anfang seiner artistischen Laufbahn. Vergessen waren die zurückliegenden schweren Jahre, die Erinnerung an das Leid und die Angst vor dem Mitleid. Nur wenige Menschen kennen das Schicksal des jungen Dompteurs Tonga. Es ist wert, erzählt zu werden, da hier ein Mensch über sich selbst hinausgewachsen ist, in dem Augenblick, als er sich entschlossen gegen sein Schicksal stemmte.

Ein Zug rollte nach Westen

Es ist in jenen furchtbaren Januartagen des Jahres 1945. Der Wahnsinn des faschistischen Krieges geht seinem Ende entgegen. Ein ungeheures Chaos, Not und Verzweiflung herrschen nun auch in deutschen Städten und Dörfern, die in diesen Tagen mit voller Wucht die Auswirkungen des faschistischen Überfalls auf Europa zu spüren bekommen.

Frauen und Kinder irren durch die zerbombten Städte, während das Grollen der Front von Tag zu Tag an Lautstärke zunimmt. Neben zurückflutenden deutschen Truppen blockieren lange Trecks mit Flüchtlingen die Straßen im Osten, liegen erschöpfte, willenlos gewordene Menschen in den wenigen Zügen, die noch in Richtung Westen rollen. In einem dieser Züge kauert eine Frau am Boden, in ihrem Schoß den Kopf eines wimmernden Kindes. Will denn die Qual dieser Fahrt nie ein Ende nehmen? Seit Tagen schleppt sich der Zug wie ein krankes Tier von Station zu Station, fortwährend durch Fliegerangriffe aufgehalten oder durch Umleitungen behindert. Niemand hat sich bisher um die zum Teil schwer erkrankten Menschen gekümmert; es gab weder ein warmes Essen noch einen Arzt, der hätte Hilfe leisten können.

Voller Verzweiflung beugt sich die Frau immer wieder über den fiebernden Kopf des Kindes, dessen Augen die Mutter nicht mehr erkennen. Nur wer um die Gefühle einer Mutter weiß, kann ermessen, was in diesen Stunden ihr Herz bewegt. Die Angst, ihr elfjähriger Junge könnte in dem Zug sterben, ohne daß sie etwas zu seiner Rettung zu tun vermag, rauben der Frau fast die Sinne. Sie hat längst auf jede Decke und sogar auf ihren eigenen Mantel verzichtet, nur damit der Junge warm eingehüllt liegen kann, denn die eisige Kälte, die durch die schlecht geschlossenen Türen dringt, läßt die Körper erstarren.

Als der Zug nach drei weiteren Tagen auf einer kleinen Bahnstation hält, werden viele todkranke Menschen ausgeladen. Hilflos steht der einzige Arzt des Ortes vor soviel Leid. Er weiß nicht, wie er in seinem Krankenhaus eine genügende Anzahl von Betten frei machen soll, um alle Hilfsbedürftigen aufnehmen zu können. Noch einmal geht er durch die Reihen der apathisch herumstehenden Menschen. Sein Blick fällt auf eine Frau, die einen kranken Jungen eng umklammert hält. Irgend etwas läßt den Arzt verharren. „Was ist mit dem Kind?" fragt er und schaut auf das leidensvolle Gesicht der Frau. Schon kniet er neben dem Kind und sieht sofort, was los ist.

„Hochgradige Erfrierungen", lautet seine Diagnose. „Der Junge bleibt hier. Er kommt sofort ins Krankenhaus!" Dort erfährt die Mutter, daß ihr Kind nur noch zu retten ist, wenn sie in eine sofortige Amputation der Beine und des einen Armes einwilligt. Die Frau bricht unter dieser Nachricht nicht zusammen. Zu groß war das ausgestandene Leid der letzten Tage. Jetzt ist sie abgestumpft und findet keine Kraft mehr, sich gegen etwas aufzulehnen. So kann sie nur stumm nicken.

Erst Stunden später kommen ihr die quälenden Gedanken, was nun aus ihrem Jungen werden soll. Nie wird er so wie andere Kinder spielen können; immer wird er sich ausgestoßen fühlen, als ein Krüppel, der nur Mitleid erweckt. Sitzt sie aber im Krankenhaus am Bett des Jungen, läßt sie sich von diesen Gedanken nichts anmerken. Noch Tage nach der Operation bangt sie um das Leben des Jungen. Sein geschwächter Körper nimmt sich in dem weißen Laken des Bettes klein und zerbrechlich aus. Der Frau treten Tränen in die Augen. „Weinst du, weil ich nun keine Beine mehr habe?" fragt sie der Junge und schaut die Mutter aus großen, wehen Augen an. „Aber nein, Waldemar", lächelt die Frau, während Tränen noch ihre Augen verschleiern. Der Junge wird noch früh genug von anderen zu spüren bekommen, wieviel Bitternis dem Mitleid beigesellt ist.

Zwei Jahre später haben sich all ihre Ahnungen auf das Furchtbarste bestätigt. Der Junge hat zwar gelernt, sich mit Hilfe von Prothesen wieder zu bewegen, aber er ist stiller und ernster als seine Altersgefährten veranlagt. Auch sieht man ihn nie in ihrem Kreise, er beschäftigt sich stets mit sich allein, zurückgezogen, innerlich verschlossen und grüblerisch. Niemand weiß genau, was in dem Jungen vorgeht, weder der Vater, der als Zirkusgeschäftsführer tätig ist, noch die Mutter, die oft mit forschendem Blick dem Jungen nachschaut. Oft überlegen die Eltern, was sie tun könnten, um den Jungen auf andere Gedanken zu bringen. Sie wissen beide nicht, daß in ihm bereits ein Plan gereift ist.

Jahr für Jahr ist Waldemar Keppler mit dem Zirkus seines Vaters von Stadt zu Stadt gezogen und hat mehr vom Leben der Artisten gesehen, als andere Jungen seines Alters. Er kennt ihr Leben nicht nur im Glanz der Manege, sondern auch in den Wohnwagen, erlebt in den morgendlichen Proben all die Verzweiflung mit, wenn ein Trick nicht so gelingen will, wie ihn der Artist beabsichtigt. Neben dem Glanz steht der Alltag mit seiner Härte und manchem Mißlingen.

Vielleicht ist es gerade diese Seite ihres Lebens, von der sich der Junge zunächst am stärksten angezogen fühlt. Beweisen nicht diese Artisten immer wieder, daß man sich selbst überwinden muß, um Großes vollbringen zu können? Sie treten Waldemar Keppler auch nie mit Mitleid gegenüber. Artisten sind gewohnt, Schicksalsschläge zu empfangen, und zerbrechen nicht so leicht an ihrer Tragik.

Am meisten interessieren den Jungen die Raubtiere. Viele Stunden des Tages sieht man ihn vor den Käfigen stehen, und schnell findet er Sympathie bei Tigern und Löwen. Die Tiere spüren, daß er sie nicht fürchtet. Einmal beobachtet ihn der Vater dabei und meint so leichthin: „Nun, die Tiger haben es dir wohl angetan?" Das „Ja" des Jungen läßt ihn stutzig werden. Es ist doch nicht möglich, daß Waldemar sich mit solchen Gedanken abgibt? Doch der Junge läßt ihn nicht lange im unklaren. „Ich will Raubtierdompteur werden, Vater. Und ich weiß auch, daß ich es schaffen werde!"

In den nächsten Wochen bemühen sich die Eltern, den Jungen von seinem Vorhaben abzubringen. Der Vater schlägt dem Jungen vor, ihm ein kleines Zigarettengeschäft einzurichten. Er tut es in der Hoffnung, ihm damit einen anderen Lebensweg gewiesen zu haben. Tatsächlich geht Waldemar Keppler zunächst auf diesen Vorschlag ein und steht auch einige Wochen hinter dem Ladentisch. Doch mit jedem Tag fühlt er sich unzufriedener.

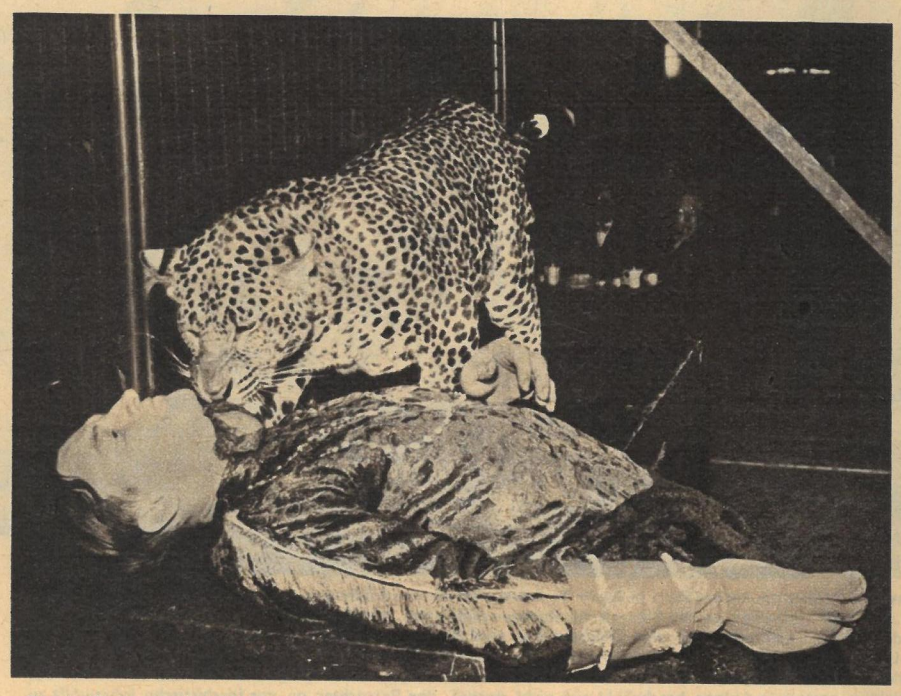
Eines Tages wechselt er den Ladentisch mit der Schulbank und nimmt an veterinärmedizinischen Vorlesungen teil. Nach einiger Zeit werden ihm Polizeihunde zur Ausbildung anvertraut. Aber das alles genügt ihm nicht. In einem zoologischen Garten beobachtet er stundenlang die Pumas, die als schwierig zu dressieren gelten. Es ist eine kleine Sensation, als eines Tages im Zoo der Beinamputierte Waldemar Keppler in den Pumakäfig klettert und den Tieren leichte Kunststücke beibringt. Bei all dieser Arbeit gewinnt der Junge immer mehr an Selbstvertrauen. Der Wunsch, als Dompteur in der Manege zu stehen, wird in ihm übermächtig.

Da kommt eines Tages der Vater von einer längeren Reise aus Afrika zurück und versucht mit geheimnisvollem Gesicht, die Neugier seines Sohnes zu wecken. „Was glaubst du, was sich in meinem Reisegepäck befindet? Es ist etwas ganz Kratzbürstiges, ein richtiges Scheusal sage ich dir." Der Junge weiß einen Augenblick vor Freude nicht, was er antworten soll. Da lacht Bruno Keppler laut und befreiend: „Ich habe dir einen ungezähmten jungen Leoparden mitgebracht. Jetzt liegt es an dir, ob und wann du zu einem Dompteur wirst. Ich hätte dich zwar lieber als Kaufmann gesehen, aber im Grunde genommen bin ich natürlich stolz auf dich."

Und er ist stolz auf seinen Sohn. Denn hat es so etwas schon mal gegeben, daß ein Bein- und Armamputierter Raubkatzen dressiert? Daß mit seiner gefährlichen Arbeit auch sein Lebenswille stärker denn je wird? Hier meistert ein junger Mensch sein Leben so tapfer, daß alle nur Bewunderung für ihn haben können.

Sechs Monate beschäftigt sich Waldemar Keppler Tag und Nacht mit dem Leoparden Banko. Er dressiert ihn ohne Peitsche und ohne Gabel und wendet auch keine der sonstigen Methoden an, die bei guten Dresseuren verpönt sind.

Die sogenannte zahme oder auch moderne Tierdressur ist nicht erst in der Neuzeit, sondern schon in der Antike bekannt gewesen. Im alten Ägypten wurden beispielsweise Löwen zur Jagd abgerichtet. Forscher stießen bei Ausgrabungen auf entsprechende Bildnisse. Auch in der Geschichtsschreibung finden sich viele Stellen mit Hinweisen auf dressierte Panther, Löwen oder Elefanten. Der Grieche Achion weiß zu berichten, daß auch die Inder zu ihrer



Der dreifach amputierte Dompteur Waldemar Keppler („Tonga") mit seinem Leoparden Banko, der sich an seinem zweiten Geburtstag sein Geschenk mitten in der Vorstellung vom Hals Tongas holen darf

Jagden oft gezähmte Löwen mitnahmen. Gegenüber den im Mittelalter von Pistolenschüssen, Peitschenknallen und dem „erschröcklichen" Löwengebrüll begleiteten Tiervorführungen besaßen die Tierlehrer der Antike bereits ein Wissen von dem Wesen des Tieres und seinem Charakter. Man kann sich das damit erklären, daß diese Tierlehrer noch sehr naturverbunden waren und sich deshalb richtig auf die Psyche des Tieres einzustellen wußten. Der Löwe sah in dem Menschen der Antike das stärkere Tier, dem er sich freiwillig fügte. Die Raubtierbändiger des Mittelalters dagegen haben sich um die Psyche des Tieres überhaupt nicht gekümmert, sondern sich mit Gewalt die Tiere fügsam gemacht. Auch das furchtbare Löwengebrüll in Schaubuden, stets als eine besondere Attraktion angekündigt, war nur die Reaktion des Tieres auf den Schmerz, den ihm der Tierbändiger mit dem Peitschengriff verursachte.

Heute wird über die Psyche des Tieres wieder viel gerätselt, denn fast jeder Dompteur hat einmal in seinem Leben vor der Tatsache gestanden, daß ihn ein sonst so vertrautes Tier auf bittere Weise enttäuschte. Nach jahrelanger Zusammenarbeit mit ihren Tigern oder Löwen erleben Dompteure plötzlich, daß einzelne Tiere sich von ihnen abwenden und nicht mehr zu den Vorführungen in der Manege veranlaßt werden können. Mit Neid vernehmen diese Dompteure von dem Wissen der Tierlehrer der Antike und deren Tiervorführungen, die bis heute unerreicht geblieben sind.

Über die Dressur von Raubkatzen wissen die Dompteure durch ihren ständigen Umgang mit den Tieren viel Interessantes zu erzählen. So ist beispielsweise die Annahme falsch, daß Tiger oder Löwen die ihnen beigebrachte Dressur in ihr Erinnerungsvermögen aufnehmen. Im Gegenteil, die Tiere führen alle Sprünge oder sonstigen Handlungen als reine Reflexbewegung aus, die sie durch die Dressur ganz mechanisch erfaßt haben. Das zeigt sich darin, daß die Tiere nur ihre Aufgaben lösen können, wenn sie immer in der gleichen einmal erlernten Reihenfolge vonstatten gehen. Ändert sich jedoch etwas in der gewohnten Ordnung, so werden sie unsicher, und es kommt zu unerwarteten Angriffen auf ihren Lehrer.

Das Blitzlicht eines Pressefotografen brachte vor einigen Jahren den jungen französischen Löwendompteur Jean Valton, der in Deutschland auch im Zirkus Hagenbeck aufgetreten ist, in Todesgefahr. Jean Valton hatte sich in der Zirkuswelt durch eine beeindruckende Raubtiernummer mit sieben Löwen schnell einen Namen verschafft. Abend für Abend war es der Höhepunkt seiner Nummer, dem mächtigen Löwen Pascha den Kopf in den Rachen zu legen. Er konnte das voller Vertrauen in die Gutmütigkeit des Tieres tun, das ihn noch nie in dieser Beziehung enttäuscht hatte. An jenem Abend fuhr der Schein des grellen Fotoblitzlichtes dem Löwen in die Augen. Valton erzählt über diese furchtbare Minute folgendes: „Ich wußte nicht, was vorgegangen war, spürte aber plötzlich, daß sich Paschas Rachen zu schließen begann und seine Reißzähne sich immer mehr meinem Halse näherten. Das Tier hielt sich nicht mehr an die Dressur. Für Sekunden drohten mich die Sinne zu verlassen. Dann schob ich mit einer gewaltigen Anstrengung meine Hände in den Rachen des Löwen und riß seine Kiefer auseinander. Den Kopf befreien und zurückspringen war eins. Fauchend schlugen die Tatzen des Löwen nach mir. Ich hatte noch die Kraft, Pascha zu seinem Podest zurückzutreiben, während mir der Schweiß nur so den Körper herunterlief. Warum soll ich nicht zugeben, daß trotz meiner Kaltblütigkeit, der ich zweifellos mein Leben verdanke, sich ein erbärmliches Angstgefühl einstellte?"

Der tschechoslowakische Dompteur Vaclav Vessely kam bei einem ähnlichen Zwischenfall im Zirkus Sarrasani nicht so glimpflich davon. Eines Morgens holte er die eineinhalbjährige Löwin Ramona zum ersten Mal zur Probe in die Manege. Das Tier sollte lernen, Platz auf dem Podest zu nehmen. Als die Löwin dem Befehl nicht sofort nachkam, machte Vessely eine unkluge Bewegung mit der Peitsche. Die Löwin faßte diese Bewegung als Drohung auf und warf sich auf ihn. Einer ihrer Prankenhiebe traf Vessely an der Schläfe. Zugleich grub sie ihr Gebiß tief in den rechten Arm des unglücklichen Dompteurs. Blutüberströmt schleppte er sich zu dem Eisengitter, wo er bewußtlos niedersank.

Die Löwin Ramona und eine zweite Löwin machten jetzt Anstalten, den bewußtlosen Mann zu töten. Während viele der Umstehenden das grauenvolle Schauspiel mit angesehen hatten, ohne helfen zu können, zeigte ein spanischer Artist eine bewundernswerte Geistesgegenwart. Er überstieg behende das zweieinhalb Meter hohe Gitter des Zentralkäfigs und ging darinnen mit Peitsche und Stange gegen die wütenden Tiere vor. Blitzschnell packte er dann den leblosen Körper des verunglückten Dompteurs und kletterte mit ihm auf dem gleichen Wege zurück.

Vesselys Wunden heilten nach vielen Monaten des Aufenthaltes im Krankenhaus völlig aus. Der wagemutige Dompteur scheute sich nicht, sofort danach wieder mit der Löwin Ramona zu arbeiten.

Aber noch einmal zurück zu Tonga und Banko. Manche Leser werden den jungen Dompteur sogar kennen, denn er ist im vergangenen Jahr sowohl in Berlin als auch in Halle aufgetreten. Ein ernsthaftes Mißverständnis hat es bisher zwischen beiden nicht gegeben. Die einzige Waffe Tongas ist ein kleiner Dolch. Aber auch darauf würde er verzichten, wäre er im Besitze beider Arme. „Ich habe Bankos Vertrauen gewonnen, indem ich ihm täglich die Fleischstücke zurechtschnitt, das Trinkwasser reichte und ihn nicht einen Augenblick allein ließ. Heute dankt es mir das Tier durch eine besondere Willigkeit bei der Manegearbeit. Wer von einem Tier nicht enttäuscht werden will, darf es niemals selbst enttäuschen. Dieses Gesetz macht den Erfolg jeder Dressur eines Dompteurs aus."

Tonga hat mir übrigens dieser Tage einen netten Brief geschrieben, worin er erwähnt, daß ihm die Berliner Zeit im letzten Herbst so gut gefallen hat, daß er gern wiederkommen will. Auch nach Sachsen ziehe es ihn wieder hin, seien doch die Leute dort so freundlich.

Tonga hat das Stichwort gegeben, jetzt über ein sächsisches Löwenmenü zu berichten, bei dem die Löwen der Manege und die Presse friedlich vereint an der Tafel saßen, aber mit sehr unterschiedlichem Appetit nach den dargebotenen Speisen langten.

Pressefrühstück im Löwenkäfig

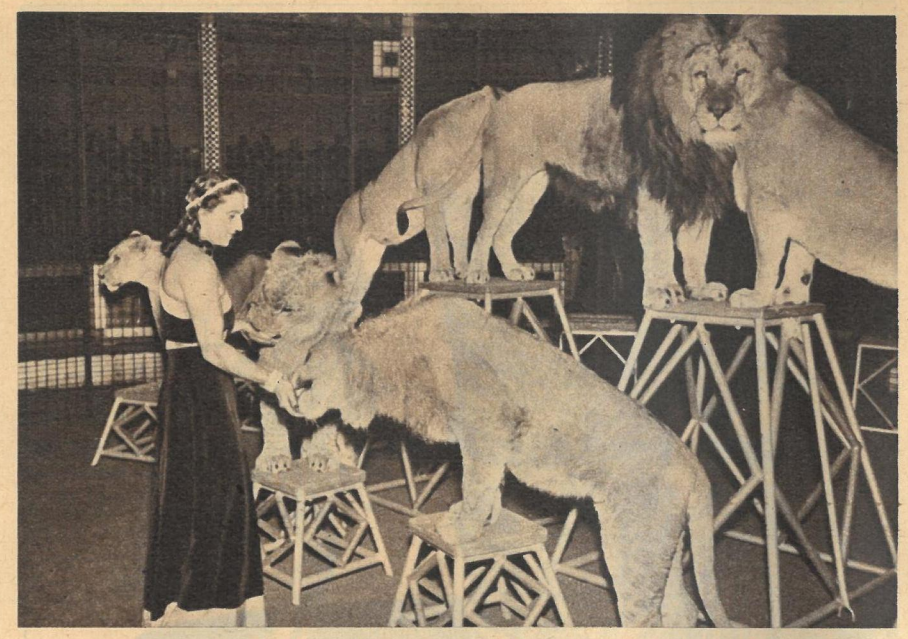
Das inzwischen ominös gewordene Journalistentreffen im Löwen- oder Tigerkäfig hat längst nichts Neues mehr an sich, wenn es auch stets die gleichen zwiespältigen Gefühle bei den eingeladenen Vertretern von Feder und Schreibmaschine auslöst. Vor einigen Monaten lud der volkseigene Zirkus Busch während eines Prager Gastspiels die dortigen Journalisten zu einem Pressefrühstück im Löwenkäfig ein. Ein witziger Prager Journalist beschrieb nachher seine Gefühle mit den Worten: „Ich bin zum Leidwesen meiner Frau ein starker Esser. Schon zum Frühstück lange ich derartig zu, daß mich meine Frau oft mit einem Raubtier verglich. Jetzt hatte ich erstmals Gelegenheit, mit Raubtieren Tisch an Tisch zu sitzen. Während sie dem ihnen zugesprochenen Appetit alle Ehre machten, blieb mir der Bissen im Halse stecken, als mich eines der freundlichen Tierchen mit weitaufgerissenem Rachen genußvoll ansah. ‚Aber greifen Sie doch zu!' forderte mich der Pressechef des Zirkus auf und wollte mir einen neuen Gabelbissen auf den Teller legen. ‚Danke, danke', winkte ich mit gequältem Lächeln ab, ‚morgens kann ich nämlich immer noch nicht so viel essen.' Der Pressechef grinste verständnisvoll, nachdem er einen Blick in die Runde getan hatte. ‚Das scheint ihren Kollegen auch so zu gehen', sagte er dann. Zu Hause fragte mich meine Frau, wie es denn war. ‚Großartig', erklärte ich prahlerisch, ‚endlich mal richtig satt geworden.'"

Das erste bekannt gewordene Pressefrühstück im Löwenkäfig gab kurz vor Kriegsbeginn der Zirkus Sarrasani, der im Herbst dieses Jahres mehrere Wochen im Moskauer Staatszirkus gastieren wird. Der Leipziger Löwendompteur Hans Lange, mit dem Zirkusnamen Rocasimi, hatte mit seinen Löwen bereits bei der Einfahrt des Leipziger D-Zuges im Dresdner Hauptbahnhof sehr wirkungsvoll auf sich aufmerksam gemacht. Denn wer beschreibt die Aufregung, die sich über den ganzen Bahnhof ausbreitete, als aus einem Zugabteil nicht nur ein Mann heraussah, sondern neben ihm auch ein Löwe gelangweilt in die Bahnhofshalle starrte. Als die Pressefotografen das Schauspiel genügend auf die Platte gebannt hatten, schritt Herr Rocasimi mit seinen Löwen Prinz, Romeo, Cäsar, Michel und Simba auch wie alle anderen Reisenden gemächlich durch die Bahnhofshalle.

Kurze Zeit darauf flatterte den Dresdner Redaktionen eine Einladung auf den Tisch, worin es hieß: Sie werden gebeten, morgen mittag im Löwenkäfig des Zirkus Sarrasani zu frühstücken. Pünktlich auf die Minute schloß sich am anderen Tag hinter den Journalisten das Gitter, und herein trabten Rocasimis Löwen. Voller Liebenswürdigkeit sagte dieser zu den leicht erbleichenden Presseleuten. „Nun verhalten Sie sich bitte recht ruhig, damit die Löwen keinen Appetit auf Sie bekommen." Derart ermuntert, saßen die Journalisten da und vernahmen nur noch von ziemlich weit her die Stimme des Dompteurs: „Komm her zu Pappi, komm schon, du Süßer." Gemeint war einer der Löwen, der neugierig um den Frühstückstisch schlich, die fremden Eindringlinge gebührend beschnupperte, sich ansonsten jedoch an die Koteletts hielt, die ihm der Dompteur zuwarf. Wenn einer der Löwen auffordernd an Rocasimis Hand stieß, schaute der wie ein guter Vater treuherzig auf seine Kinder herunter und fragte zärtlich: „Fleischerl gefällig?" Dann zwickte der Dompteur einem der Löwen das Fell, und schauerlich anzuhörendes Löwengebrüll beschloß den Nachtisch.

Ein Besuch Rocasimis mit seinem Löwen „Prinz" in einer Dresdner Zeitung ging dagegen ziemlich unliebsam aus. In dem frischgebohnerten Redaktionszimmer kam der Löwe zu Fall und richtete nun seine ganze Wut auf den Chefredakteur, den er offenbar als Verantwortlichen für die betrieblichen Verhältnisse ansah. Bevor Rocasimi das Schlimmste verhindern konnte, hatte der Löwe den Chefredakteur mit der Tatze niedergeschlagen. Dessen Vorhaben, einen besonders anschaulichen Bericht über den Löwenbesuch zu schreiben, wurde durch vierzehntägigen Krankenhausaufenthalt zwar die Aktualität genommen, gewann aber zweifellos an Ausdrucksstärke.

Rocasimi, oder nennen wir ihn jetzt wieder Hans Lange, hatte in einer Essigfabrik in Leipzig gearbeitet, bevor er Dompteur wurde. An den Abenden lief er in Zirkusvorstellungen und begeisterte sich dort an den Raubtiernummern. Eines Tages hielt er es in der Essigfabrik nicht mehr aus. Er wollte nun selber Dompteur werden und bewarb sich bei vielen deutschen Zirkusunternehmen. Von überall her kamen aber nur Absagen. Recht verzweifelt fragte Hans Lange einen Bekannten um Rat, was er nur tun könne. „Am besten ist, du kaufst dir selbst ein paar Löwen", meinte der verschmitzt, ohne im Ernst zu glauben, daß Hans Lange diesen Vorschlag aufgreifen würde. Doch wer von einer Idee besessen ist, grübelt nicht so sehr darüber nach, ob dieser oder jener Weg besser ist, zum Ziel zu kommen. Hans Lange kaufte sich für seine Ersparnisse tatsächlich mehrere Löwen im Dresdner Zoo, dressierte sie wie ein erfahrener Dompteur und fand nun schnell Anschluß an ein Zirkusunternehmen.



Taranda bei Vorführung ihrer Löwengruppe im Cirkus Barlay — Fotos: Steffen, Siewert

Allerlei „Erlöwtes" mit Löwen und Tigern

Taranda ist eine mittelgroße schlanke Frau in den dreißiger Jahren. Außerdem ist sie Löwendompteurin, sorgt sich um sieben Kinder — damit sind natürlich ihre Löwen gemeint — und einen Mann, der wiederum seine Zärtlichkeit zwischen ihr und den Löwen teilen muß, denn er heißt Togare und ist unter diesem Namen in der Zirkuswelt berühmt geworden. Ist es schon interessant, eine Frau als Dompteur zu sehen, so hatte Taranda für mich noch obendrein eine Geschichte parat, die genauso wenig alltäglich war.

Einst lebte in Dresden eine Krankenschwester, die dort am Johannstädter Krankenhaus arbeitete und von ihren Patienten Schwester Lieselotte gerufen wurde. Über fünf Jahre, in der schrecklichsten Zeit des Krieges, betreute sie ihre Patienten und gab manchem Menschen durch ihr einfühlsames Verständnis neuen Lebensmut. Auch in Dresdens grauenvollsten Stunden, als die Stadt durch anglo-amerikanische Bomben dem Inferno sinnloser Vernichtung entgegenging, weilte sie an den Betten der sich in Schmerzen krümmenden Menschen, Opfer des Bombenkrieges. Kranken Menschen zu helfen erschien Schwester Lieselotte als Lebensaufgabe. Doch manchmal will es das Schicksal anders . . .

Eines Nachts brachte man auf einer Trage einen schwerverletzten Mann in ein Zimmer, das Lieselotte als Nachtschwester zu betreuen hatte. Sie warf einen Blick auf das verzerrte Gesicht des Mannes, der in tiefer Bewußtlosigkeit vor ihr lag. Sein Körper war von gräßlichen Wunden bedeckt, der eine Arm hing völlig zerfetzt herunter. Kein schöner Anblick, dachte sie und strich mitleidsvoll über das dunkle Haar des Verletzten. „Wissen Sie, wer der Mann ist?" erkundigte sie sich dann flüsternd bei dem Krankenwärter. „Das ist der berühmte Dompteur Togare", erwiderte der Mann mit ebenso leiser Stimme. „Er ist von seinen Tigern angefallen worden. Sie haben ihn übel zugerichtet. Die Ärzte meinen, man müßte ihm vielleicht sogar den Arm abnehmen."

Nach der Operation verbringt Schwester Lieselotte viele Stunden am Bett des Mannes. Es ist für sie ein eigenartiges Gefühl, die Hand des Fremden in ihren Händen zu halten. Jede Stunde, die sie neben ihm sitzt, macht ihr Togare vertrauter. Der gebürtige Ungar erzählt ihr in fieberfreien Augenblicken, welch stolzes Gefühl es ist, inmitten seiner Tiere in der Manege zu stehen.

Als der Dompteur allmählich wieder gesund wird und aus dem Krankenhaus entlassen werden soll, steht zwischen ihnen eine unausgesprochene Frage. Noch einmal läßt Togare sie an sein Bett rufen. „Ich wollte Sie schon immer etwas fragen, Schwester Lieselotte. Ich meine, für Raubtiere könnten Sie wohl nichts übrig haben?"

Fortsetzung Seite 16

Versteck spielen---

ist bei groß und klein beliebt. Wenn Kinder Versteck spielen, dann herrscht Freude und Begeisterung. Übt es der Vati als kleine Neckerei, so sagt die Mutter: „Seht doch, es regt sich das Kind im Manne!" Und diese Feststellung sollte immer mit etwas Wohlwollen ausgesprochen werden. Die Schöpfer guter Parfüms pflegen das Besondere ihrer Duftnote ebenfalls zu verstecken. Es heißt deshalb das „Cachet", jenes Einmalige, das nur edlen Parfüms eigen ist. Ein feines, pikantes „Cachet" hat auch „Pikanterie", die jüngste Duftschöpfung aus dem Hause Florena. Das Originelle an „Pikanterie" ist die weiche, schmeichelnde Note. Sie macht dieses Parfüm so begehrenswert. Versuchen Sie es einmal!

FLORENA

KLEINE ENZYKLOPÄDIE
Technik

957 Seiten, 700 Zeichnungen, 80 Fototafeln, 20 Farbtafeln und eine Karte Deutschlands. Lederin 9,80 DM

Der Band „Technik" in der Reihe „Kleine Enzyklopädie" ist ein populärwissenschaftliches Werk, das dem Laien und dem Lernenden einen Überblick über die wichtigsten Teilgebiete der Technik vermittelt. Dabei wurde eine leichtverständliche Darstellung mit wissenschaftlicher Exaktheit verknüpft.

Erhältlich in jeder Buchhandlung

VERLAG ENZYKLOPÄDIE LEIPZIG

Denken und Raten

Silbenrätsel

a a a a bar bee bel ben ben ber ber bi big bir bus busch chel co de del die don e ei ein eis en er esch eu fleck gam gast ge ge gel gen gie gie hel hu i in in kan keit kord lan le le le len li li li ling lo lon lor ma ma mal man man ment mit mut na na nach ne ne ne ner ni ni no ny or pol re re re re re ri ri ri ru satz schwe sek sen sie spach spie stein ster sti stirn tät tel ten tor trag tri try tut ü um un ven ver wa we wein welt wer wes whit wol zi

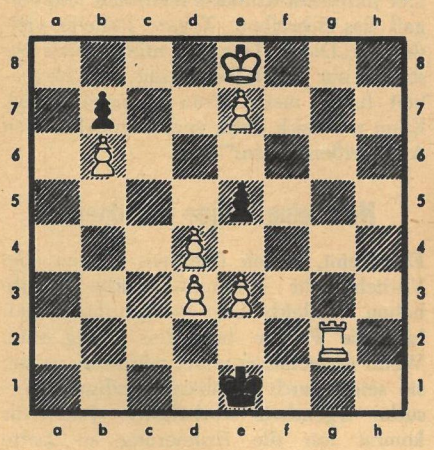
Es sind vierundvierzig Wörter zu bilden, deren erste und fünfte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Jean Paul ergeben.

1. Kreisstadt im Bezirk Rostock, 2. Gebirgsfalter, 3. Verwandte, 4. Bezeichnung für sportliche Höchstleistung, 5. spanische Arbeiterführerin, genannt „La Pasionaria", 6. Spielleitung, 7. Aufenthaltsnachweis, 8. striktes Beharren auf einer Meinung, 9. Werkzeug, 10. altes Zählmaß, 11. deutscher Schalksnarr, 12. Ort bei Berlin, 13. Sternhaufen im Sternbild des Stiers, 14. englische Industriestadt, 15. Menschlichkeit, 16. hessische Kreisstadt an der Werra, 17. chemisches Element (Alkalimetall), 18. inneres Organ, 19. Kerbtiere, 20. Grundstoff, 21. italienischer Opernkomponist (1801—1835), „Norma", 22. bayrische Universitätsstadt, 23. französischer Schriftsteller (1828—1905), „Reise um die Erde in 80 Tagen", 24. Sturm, 25. Rückstrahler, 26. Bauplatz für Schiffe, 27. Quecksilberlegierung, 28. Frucht, 29. sowjetischer Filmregisseur (1898—1948), „Panzerkreuzer Potemkin", 30. Kunstfaser, 31. appetitanregendes Getränk, 32. Begriff in der Buchhaltung, 33. Oper von Richard Wagner, 34. Wettererscheinung, 35. sommerliches Lokal, 36. grammatikalischer Begriff, 37. nordamerikanischer Dichter (1819 bis 1892), 38. Lehranstalt, 39. Rätselart, 40. deutscher Schriftsteller und Publizist, geb. 1902, 41. Speisepilz, 42. Preisgrenze, 43. giftiges Liliengewächs, 44. Würztunke.

Westfalen gegen Sachsen

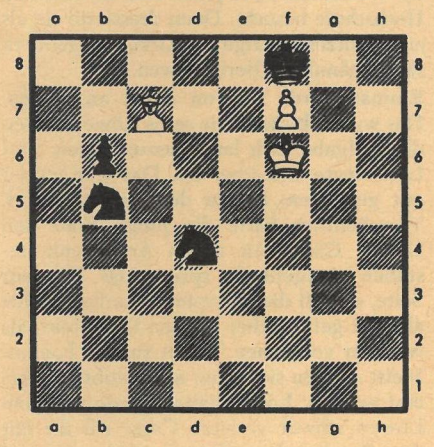
Ein Wettstreit zwischen westfälischen und sächsischen Problemkomponisten ist, nachdem die Richter ihr Urteil fällten, beendet. Er wurde in zwei Abteilungen: Dreizüger (Richter: Dr. H. Selb, Mannheim) und Mehrzüger (Richter: H. Grasemann, Berlin) ausgetragen. In der 1. Abteilung blieb Westfalen mit 31 zu 14 Punkten, aber in der 2. Abteilung Sachsen mit 38 zu 17 Punkten in Vorteil, so daß im Endergebnis mit 52 zu 48 Punkten für die sächsischen Komponisten ein nicht erwarteter Sieg herauskam. Es hatten sich Westfalen mit 12 + 14 = 26 Aufgaben von 7 Verfassern und Sachsen mit 16 + 20 = 36 Aufgaben von 11 Verfassern beteiligt. Wir bringen die vom Richter mit der höchsten Punktzahl ausgezeichneten Mehrzüger und verweisen die interessierten Problemfreunde auf die Fachzeitschrift „Schach".

K. Junker, Neuenrade/We. (10 Punkte)



Matt in fünf Zügen

W. Kuntsche, Dresden (9 Punkte)



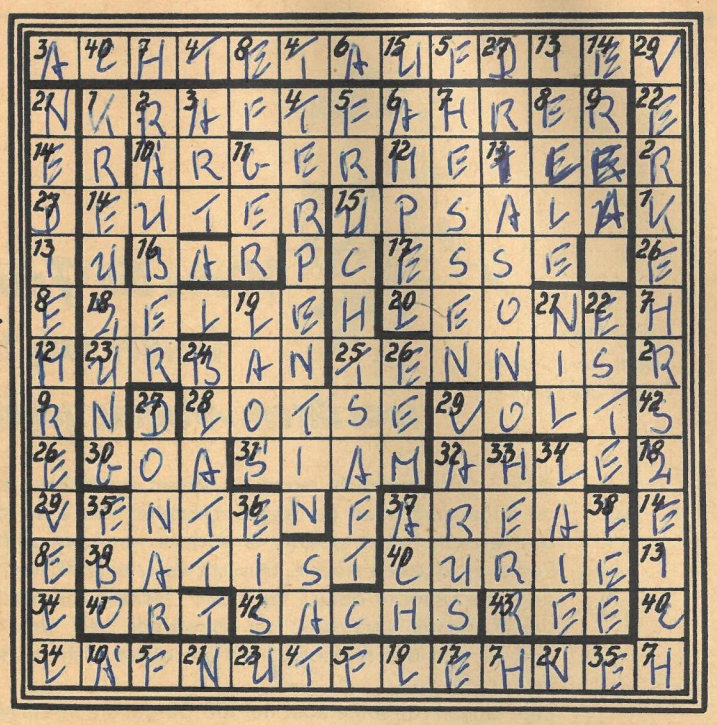
Matt in sechs Zügen

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 25

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Rogen, 5. Sims, 7. Wipper, 12. Ehe, 13. Acht, 15. Prag, 16. Api, 17. Grimma, 19. Uhse, 21. Nessel, 23. Bierut, 24. Teeglas, 26. Leer, 28. Ekarte, 29. Tara, 31. Klause, 34. Rute, 35. Knobelbecher, 37. Alsen, 39. Hahnrei, 42. Plage, 44. Polka, 47. Sardine, 52. Aalst, 54. Installateur, 57. Iren, 59. Eisack, 61. Heim, 62. Soltau, 65. Satz, 67. Nemesis, 69. Nüster, 71. Raglan, 73. Neer, 74. Eremit, 76. Ale, 77. Raps, 78. Umea, 79. Elz, 80. Zingst, 81. Elch, 82. Manie. — Senkrecht: 1. Regal, 2. Ohr, 3. Geibel, 4. Name, 5. Stute, 6. Speer, 7. Wange, 8. Igel, 9. Passat, 10. Epe, 11. Rilla, 14. Caruso, 18. Mirakel, 20. Staub, 22. Saturn, 25. Etsch, 27. Ekel, 30. Rede, 32. Unna, 33. Ebbe, 34. Reh, 36. Halo, 37. Ales, 38. Spur, 40. Real, 41. Iret, 43. Gans, 44. Pute, 45. Laus, 46. Karasee, 48 Arie, 49. Diemel, 50. Inn, 51. Ethos, 53. Sekt, 55. Lotse, 56. Eibsee, 58. Ringen, 60. Carmen, 61. Horaz, 62. Senat, 63. Linse, 64. Unruh, 66. Zitze, 68. Mars, 70. Tram, 72. Ali, 75. Ili. — Magisches Quadrat: 1. Amur, 2. Mine, 3. Unze, 4. Reep.

Zitaträtsel. „Heute, im Zeitalter der Atomenergie, müssen sich die Kinder ein weit höheres Wissen aneignen als früher, wenn sie den gegenwärtigen und zukünftigen Aufgaben gerecht werden wollen."

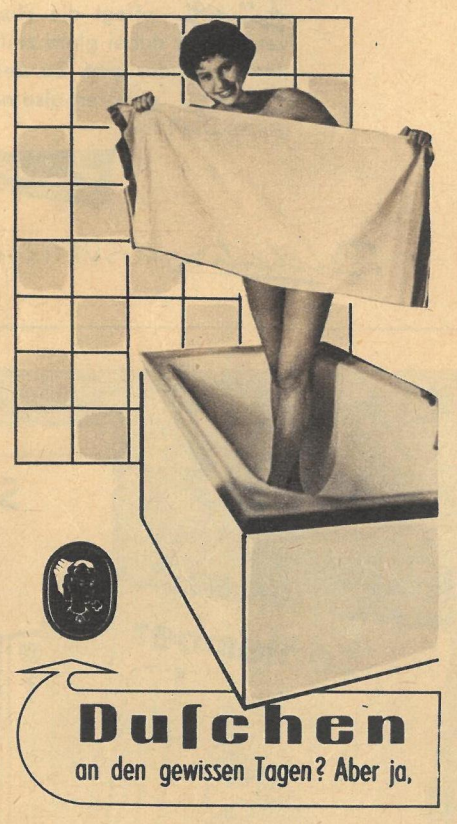
Kreuzworträtsel mit Spruchband



Nach richtiger Lösung werden die Buchstaben der Zahlenfelder in die Felder der Umrandung mit gleicher Zahl übertragen, so daß sich, oben links beginnend und rechtsherum gelesen, eine immerwährende Mahnung unserer Volkspolizei an alle Verkehrsteilnehmer ergibt.

Waagerecht: 1. Fahrzeuglenker, 10. Verdruß, 12. Längenmaß, 14. Milchdrüse, 15. Stadt in Schweden, 16. Trinkstube, 17. Schornstein, 18. kleiner Raum, 20. weibliche Gestalt aus „Tamerlan" von Händel, 23. Papstname, 25. Ballspiel, 28. Schiffsführer an gefahrvollen Stellen, 29. elektrische Maßeinheit, 30. Gebiet an der Westküste Vorderindiens, 31. Staat in Hinterindien, 32. Stechwerkzeug, 35. Schwimmvögel, 37. Fläche, Gebiet, 39. feines Gewebe, 40. Entdeckerin des Radiums, 41. Ansiedlung, 42. Nürnberger Schuhmacher und Poet, 43. Schiffskommandowort.

Senkrecht: 1. Straßenüberschneidung, 2. Verbrecher, 3. Sorte, Rasse, 4. Harzöl, 5. Most, 6. automatischer Verkehrsregler, 7. deutsches Land, 8. altes Längenmaß, 9. strafbare Tat, 11. Wurfspieß, 13. griechischer Held, führte die Argonauten, 19. Gebiet im Westen Indochinas, 21. Strom in Afrika, 22. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 24. Pflanzenteil, 26. Fluß in Holland, 27. germanischer Gewittergott, 29. römischer Feldherr, 33. männliche Anrede, 34. Nichtfachmann, 35. Hafenstadt in Ostafrika, 36. Gefrorenes, 37. Fluß in Bayern, 38. Schiffsseite.



denn Sauberkeit ist gerade da besonders notwendig. Die heutige moderne Frauenhygiene ermöglicht Ihnen auch an diesen Tagen zu duschen. Alle Befestigungsmittel entfallen. Diese moderne Hygiene ist klein, aber trotz der Vorzüge, daß auch alle anderen unangenehmen Begleiterscheinungen wegfallen, völlig sicher.
Warten auch Sie nicht länger, sondern stellen Sie sich um auf die praktische, vollkommene Frauenhygiene

NEO mit

Der Quell des Lebens

Die Muttermilch ist besonders in den ersten Lebensmonaten des Säuglings entscheidend für sein weiteres Gedeihen. Sollte diese kostbare Nahrung jedoch fehlen oder nicht ausreichen, so greifen Sie unbesorgt

ZU UNSERER TROCKENVOLLMILCH Babysan

Babysan wird hygienisch einwandfrei aus der nichtentrahmten Milch der altmärkischen Weidekühe gewonnen. Ihre muttermilchähnliche leichte Verdaulichkeit wird bewirkt durch das im Sprühverfahren aufgeschlossene Milcheiweiß und die zerkleinerten und gleichmäßig verteilten Milchfettkügelchen.

Im Sprühverfahren hergestellte Trockenvollmilch:

Ein Mann sagt seine Meinung über die Frauen:

Wenn die Frauen immer wüßten, was ihrem Manne gefällt,

dann würde vielleicht manche erstaunt feststellen, daß er an anderen Frauen ein geschmackvolles Make up durchaus reizvoll findet, obwohl er doch an ihr Lippenstift und Puder nicht sehen möchte. Das ist zweierlei Maß, und worin liegt die Ursache dafür? Weil „sie" bislang auf die Mittel der Kosmetik verzichtet hat, gewöhnte „er" sich daran und ist nun der Meinung, daß „so etwas nicht zu seiner Frau paßt".

Eine kluge Frau sollte aber auf die Dinge, die ihrem Manne an anderen Frauen gefallen, nicht verzichten. Das ist auch nicht nötig, denn die moderne Kosmetik gestattet ihr eine so natürliche Schönheitspflege, daß ihr Mann von den Mitteln selbst kaum etwas spürt, geschweige denn, daß sie ihm mißfallen. All die Frauen, die ihrem Äußeren auf eine zwar wirkungsvolle, aber doch sehr dezente Art nachhelfen wollen, sollten einmal die Reichalda-Neuheit täng probieren. Mit täng wurden aus zwei — Puder und Creme — eins: die moderne PUDERCREME. täng pflegt die Haut wie jede gute Creme und verleiht ihr dabei gleichzeitig den zarten samtenen Teint, den ein Puder gibt. Zu dem natürlichen Schönsein durch täng gehören also nicht mehr als zwei, drei Handgriffe. Die Tube

kostet nur 1,— DM

Reichalda-KOSMETIK macht das Schönsein leicht!

Fortsetzung von Seite 13

Lieselotte weiß nicht, was sie antworten soll. „Ist vielleicht auch alles zu aufregend für eine Frau", resigniert Togare. Da schüttelt das Mädchen heftig den Kopf. „Aber das habe ich doch nie gesagt. Sie haben mir doch immer alles so interessant geschildert. Manchmal stellte ich mir schon vor, wie es sein würde, wenn ich in einer Manege stünde." Sie bricht ab, als sie die dunklen Augen Togares hell aufleuchten sieht. „Aber ich habe jetzt auch von mir als Raubtier gesprochen", fragt er, sich seiner immer noch nicht sicher. „Raubtier ist doch Raubtier", lacht Schwester Lieselotte, und dann haben sich die beiden lange nichts mehr zu sagen in den Minuten ihres größten Glücks. Heute gibt es keine Schwester Lieselotte mehr, sondern dafür die Löwendompteurin Taranda.

„Damals waren alle über meinen Entschluß entsetzt", erinnert sich lachend Taranda. „Es fing schon in dem Dresdner Krankenhaus an. ‚Sie wollen kündigen?' fragte mich die Oberin mit einem merkwürdig verkniffenen Gesicht. ‚Warum denn, liebes Kind?' ‚Ach, ich heirate nur', sagte ich etwas gedehnt und brachte sie damit nur noch mehr hoch. ‚Darf man auch wissen wen?' ‚Aber natürlich. Es ist sogar einer unserer Patienten, der Raubtierdompteur Togare.' Jetzt trat ein Ausdruck größter Mißbilligung in ihr Gesicht. ‚Nun sagen Sie nur noch, daß Sie etwa auch in einem solchen Zirkus herumzuhopsen gedenken!' ‚Warum nicht?' entfuhr es mir. Und wahrscheinlich dachte ich in diesem Augenblick zum ersten Mal ernsthaft daran, meinem Mann auch in die Manege zu folgen. Ähnlich schockiert zeigten sich auch meine Eltern, als sie von meiner bevorstehenden Heirat mit einem Dompteur erfuhren. ‚Kind, du wirst doch nicht ins Zirkusmilieu heiraten!' versuchte mich meine Mutter von der, ihrer Meinung nach, absurden Idee abzubringen. ‚Wo hast du ihn denn kennengelernt?' erkundigte sie sich dann mütterlich besorgt. ‚Och, Mutti, das war bei uns im Krankenhaus. Seine Tiger hatten ihn gerade wieder einmal angefallen.' Jetzt nahm meine Mutter eine weinerliche Haltung ein: ‚Und diesen Mann willst du heiraten? Du mußt ja immer um sein Leben bangen!' ‚Ich will nicht nur seine Frau werden, sondern ihn sogar in die Manege begleiten, auch Löwen vorführen.' Da war's um meiner Mutter Fassung geschehen. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lief den ganzen Tag mit versteinertem Gesicht umher. Doch Mütter müssen nun einmal so sein. Denn wenn sie sich auch nach außen hin verzagt geben, innerlich sind sie doch irgendwie stolz auf ihr Töchterchen.

Beim Zirkus wurde ich zunächst Stallbursche. Ich lernte Togares Tiere kennen und schloß sie nach einiger Zeit genauso in mein Herz wie er. Togare machte mir damals den Vorschlag, eine Löwengruppe zusammenzustellen. Er selbst hatte bis dahin mit gemischten Raubtiergruppen gearbeitet. Doch jeder weiß, wie gefährlich es ist, Tiger und Löwen zusammen in der Manege vorzuführen. Togares Körper trägt über neunzig Narben. Es sind alles Hieb- und Bißwunden aus der Arbeit mit gemischten Raubtiergruppen.

Eines Abends nahm mich Togare zum ersten Mal in die Manege mit. Ich muß sagen, es war doch ein recht eigenartiges Gefühl, jetzt sieben ausgewachsenen Löwen ohne jegliches trennende Gitter gegenüberzustehen. Doch schon beim zweiten Male war dieses Gefühl wie weggewischt. Ich merkte, daß die Tiere auch auf meine Befehle reagierten und wurde immer sicherer. Seitdem sind zwölf Jahre vergangen. Manchmal erinnere ich mich kaum noch daran, daß es einmal eine Schwester Lieselotte gegeben hat. So vertraut ist mir die Welt des Zirkus geworden. Ich nehme heute jede Regung meiner Löwen fast instinktiv wahr. Das Grünlichwerden der Augen oder das unruhige Hinundherschlagen des Schweifes lassen mich rechtzeitig erkennen, daß Gefahr droht. Ich darf dann den Tieren unter keinen Umständen irgendwelche Angst zeigen. Dann wäre ich verloren. Weise ich sie dagegen ruhig zurecht, sehen sie in mir den Überlegenen. In die Manege gehe ich gerade so gern wie ich Kaffee koche. Aber das sind eben nur die seltenen Glanzpunkte des Tages. Sonst ist das Leben eines Dompteurs härter, als es sich mancher vorzustellen vermag. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein muß immer jemand für die Tiere dasein. Gleich nach dem Aufstehen heißt es, die Löwenkäfige säubern und dann für die Tiere das Futter zurechtmachen. Siebzig Kilo Pferdefleisch täglich verzehren Togares Löwen. Jedes Tier will für sich allein gefüttert werden; sonst würde es unter den Königen der Wüste einen recht unkönigl ichen Futterstreit geben. Bis zur Nachmittagsvorstellung finden Proben in der Manege statt, die meistens noch in den Nachtstunden, lange nach Schluß der letzten Vorstellung, fortgesetzt werden. So ganz nebenbei wird auch noch für die eigene Familie gekocht, Wäsche ausgebessert und die sonstige Hausarbeit getan."

„Mit Tigern haben Sie wohl nun nichts mehr im Sinn?" fragte kürzlich ein Pressevertreter Togare. Er hatte schon den Bleistift gezückt, um, der Zustimmung völlig gewiß, die Antwort zu notieren. Togare setzte eine erstaunte Miene auf. „Wer sagt denn das? Im Gegenteil, ich bin der Tigerin, die mich vor zwölf Jahren so schwer zugerichtet hat, sogar dankbar." Der Journalist schluckte mehrmals und vergaß das Schreiben. Togare lächelte vieldeutig. „Dieser Tiger hat mich damals bestimmt nur angefallen, damit ich Gelegenheit hatte, meine Frau kennenzulernen. Kann man sich dafür nicht einmal in den Arm beißen lassen?"

Noch eine mutige Dresdnerin

Es scheint, als ob Dresdens Frauen eine Vorliebe für außergewöhnliche Berufe haben. Vielleicht liegt es auch daran, daß hier die Frauen besonders mutig sind. Wenn ich gehässig wäre, würde ich sagen, sie seien durch familiäre Bändigungsversuche irgendwie vorbelastet. Jedenfalls kommt mir die Erinnerung an Lotte Walter, eine gebürtige Dresdnerin, die ebenfalls als Löwendompteurin in aller Welt bekannt wurde. Ursprünglich hatte sie in Dresden zwei Jahre eine tierärztliche Hochschule besucht. Dann dressierte sie als erst Achtzehnjährige im Zirkus Hagenbeck sechs männliche Berberlöwen.

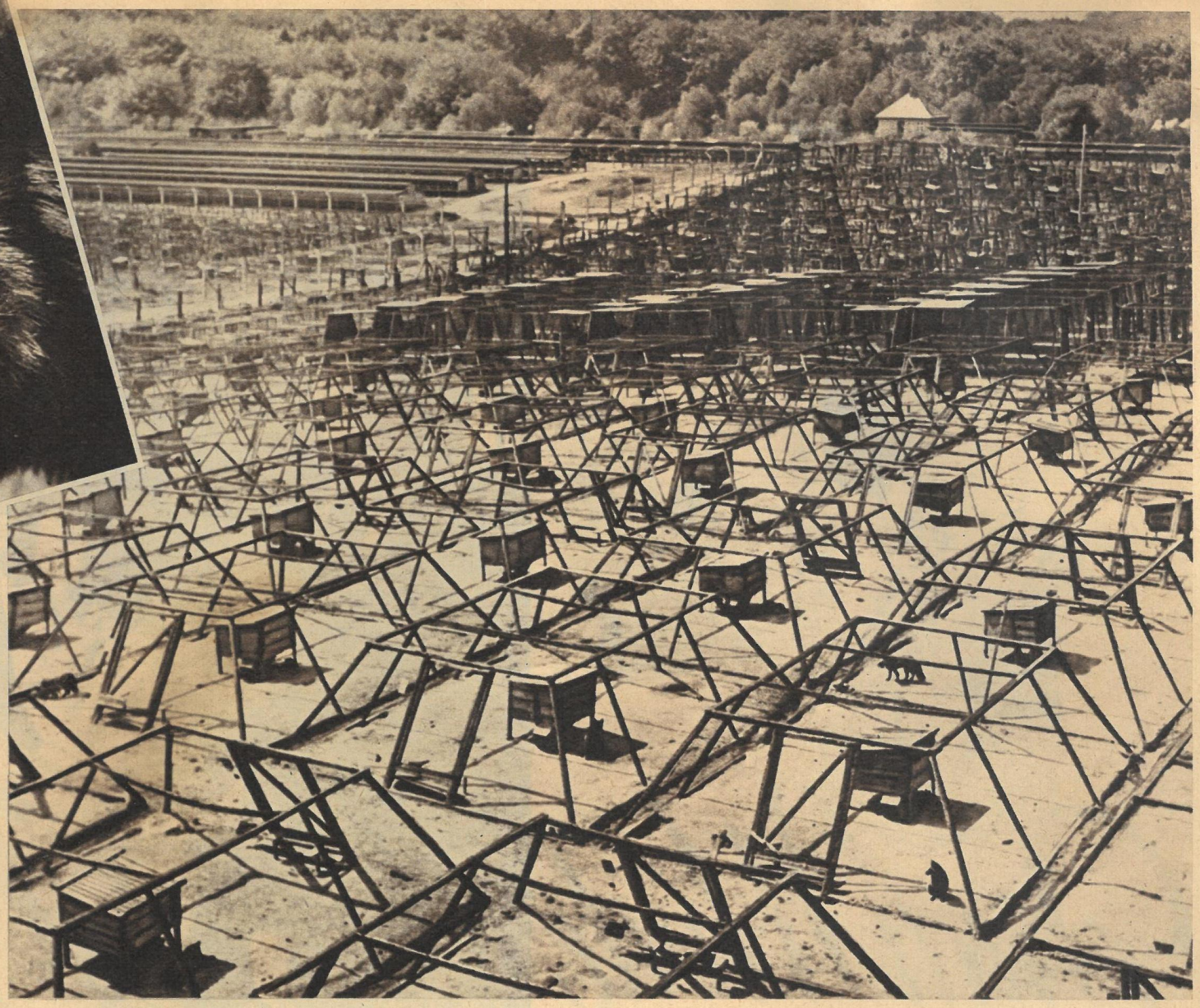
Einmal wurde sie von ihnen angefallen. Das war in Italien. Die sechs Löwen hatten die Aufgabe, sich lang auszustrecken, und Lotte legte sich über sie. Das war immer gut gegangen, bis zu dem einen Abend. Versehentlich hatte die junge Frau den Löwen Cäsar mit ihrem Armgelenk gestoßen. Aufgebracht sprang das Tier zur Seite, so daß die Dompteuse hinfiel. Nichts aber ist gefährlicher für den Dompteur, als wenn er vor seinen Tieren zu Fall kommt. Meist stürzen sich dann alle Raubtiere vereint auf ihn. Lotte Walter wurde von dem Löwen schwer verletzt. Cäsar riß ihr mit der Pranke den Oberschenkel auf und brachte ihr noch eine schwere Brustverletzung bei. Über ein Vierteljahr kämpfte Lotte Walter mit dem Tod. Doch der ärztlichen Kunst gelang es, ihr Leben zu retten. Als sie wieder gesund war, gab es für sie nichts Eiligeres, als in die Manege zurückzukehren.

Sieben Panther und eine Frau

Sie merken schon, daß diese Fortsetzung ein einziges Loblied auf den Mut unserer Frauen ist. Einer von ihnen gebührt allerdings die Krone. Es ist Eveline de Kok, die als vielleicht einzige Frau der Welt sich an die schwierigste aller Dressuren wagte: die Bändigung von Panthern. Mit sieben Panthern trat sie zum ersten Mal vor neunzehn Jahren am Weihnachtsfeiertag 1939 im Zirkus Sarrasani in Dresden auf. Bis kurz vor der Vorstellung zitterte alles um diese mutige Frau. Bei den Proben erwiesen sich nämlich die Panther als äußerst hinterhältig, wollten kaum einem Befehl gehorchen, und noch niemandem erschien das Gelingen der Premiere gesichert.

Kein Dompteur gibt sich gerne mit Panthern ab. In vielen Berichten werden sie als grausame, blutgierige Tiere geschildert. Es ist schwer, ihre einzelnen Reaktionen im voraus zu bestimmen. Aber Eveline de Kok schaffte es und überraschte damit die gesamte Fachwelt. Es soll hier nur erzählt werden, durch welch seltsamen Zufall diese Frau den Weg in die Zirkusmanege fand. Eines Tages war in der Stadt Fürstenwalde ein Plakat zu lesen, das auf eine Filmvorführung mit einer Löwennummer als Einlage im Alhambra-Kino neugierig machte.

Fortsetzung folgt



Babby, der prächtige Silberfuchsrüde, stiehlt keine Gänse. Er hat das auch nicht nötig; denn sein Futter wird ihm im Schlachthaus der Edelpelztierfarm Appelburg zubereitet. Wer die Staatsstraße Berlin—Rostock fährt, sieht kurz vor dem Städtchen Plau am See die ausgedehnten Anlagen dieses volkseigenen Zuchtbetriebes. 2800 dz Fleisch und 2600 dz Fisch sind der Jahresbedarf für die freßlustigen Vierbeiner

Vom Fuchs, der keine Gänse stiehlt

Ausgesprochene Feinschmecker sind die 4000 Nerze. Ihre glänzenden Felle sind heute begehrter als Fuchspelze. Kein Wunder, daß es dem Züchter wie Musik klingt, wenn die ersten Jungtiere im Wurfkasten fiepen. Kaum handtellergroß ist dieser Nerz. Er hat 12 Geschwister!

13 „auf einen Streich" bei den Nerzen, 14 sogar bei den Blaufüchsen. Alle Hochachtung! Stolzer als die Fuchsmama ist der Züchter Rudi Berkau über seinen Arm voll zapplig-tolpatschiger Wollknäuel

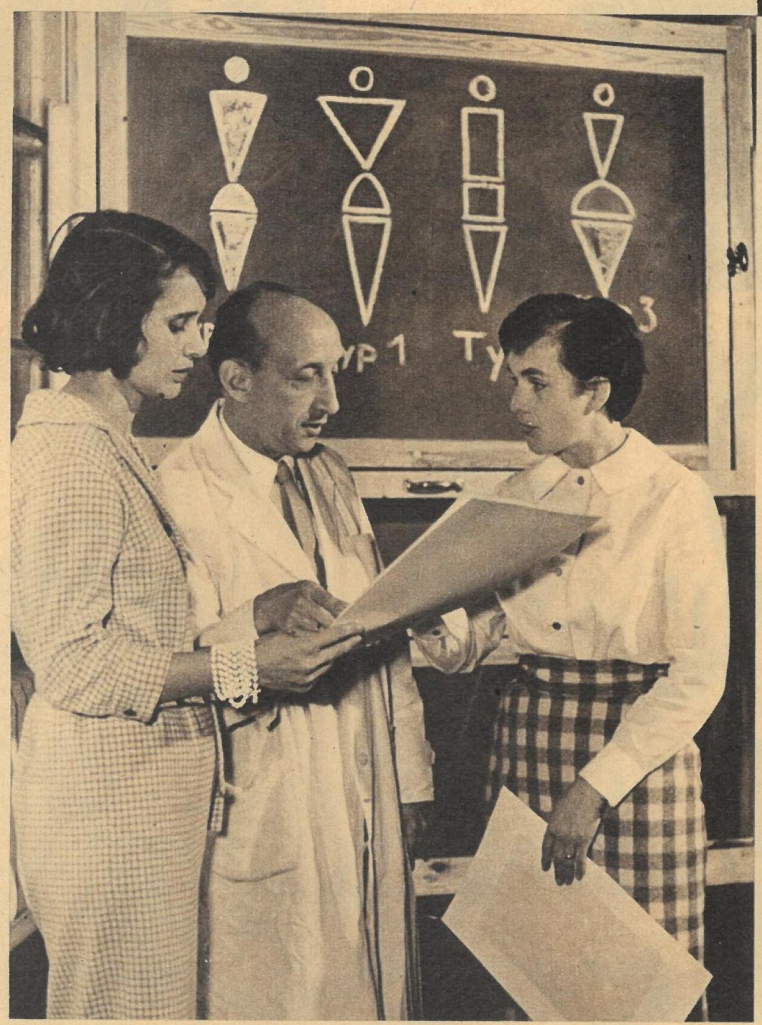
Text: Jutta Wobst – Fotos: K. H. Böhle

Aber nun beginnen auch Arbeit und Sorgen. Außer der täglichen Pflege müssen die Tiere entwurmt, tätowiert und vierwöchentlich gewogen werden. Dieses Füchslein wird in der Krankenstation operiert, weil es in eine wilde Beißerei verwickelt war. Von der Amputation bis zum Kaiserschnitt — Veterinärhelfer Mescke weiß seinen vierbeinigen und oft ungeduldigen Patienten stets zu helfen

Frau Mode
ist eine strenge Meisterin

stellten unsere Reporter Lena Smolny und Richard Peter jr. fest, als sie der Ingenieurschule für Bekleidung in Berlin einen Besuch bei den verschiedenen Studienjahren Abt. Entwurf machten.

Nanu, Aktzeichnen für Modeschaffende? Gehört das auch zur Ausbildung? So mancher Backfisch-Sehnsuchtsberuf verliert bei näherem Hinsehen seine schwärmerischen Illusionen. Es muß alles erarbeitet werden, sei es als Schauspielerin, Schlagersängerin, Stewardeß oder in diesem Falle als Modeentwerferin. Die hochfliegenden Pläne vom kühnen, phantastischen Entwurf, der genial aufs Papier geworfen wird, müssen der methodischen Arbeit weichen. Das heißt natürlich keinesfalls, daß der Phantasie die Flügel beschnitten werden. Grundlage für jeden, der dieses Studium absolvieren will, ist erst einmal die abgeschlossene Schneiderlehre, ein Jahr Berufspraxis, um sich in der Industrie mit vielen technischen Verfahren vertraut zu machen, und dann erst kann das vierjährige Studium beginnen. Wenn schon die ersten lockeren, hübschen Zeichnungen entstanden sind, dann müssen sie streng schnittechnisch umgesetzt werden (oben links). Bei der Schnittkonstruktion hilft nicht mehr die Phantasie, nur aufs Lineal und auf genaue Berechnung kommt es da an



Wenn man beraten will, dann muß man auch sein „Objekt" gut kennen. Jedes Modell paßt nur zu einem bestimmten Körpertyp. Die Wandtafel zeigt einige schematische Figuren, z. B. breithüftige, schmalschultrige, ohne Taille, mit sehr langer Taille. Die Aufgabe lautete: Wie zieht man solche Körper vorteilhaft an? Frau Fehlig, Professor Hilbert, Frau Dechow, Lehrkräfte der Entwurfsabteilung, gehen die Arbeiten durch. Die Kenntnis des menschlichen Körpers, Funktionen seiner Muskeln und Fragen der Proportion sind unentbehrliche Lehrfächer; denn, siehe oben, was man anziehen will, muß man genau kennen

Malerische Drapierung eines neuen Stoffes, um die Wirksamkeit des Materials zu prüfen, ist keine Spielerei der Studenten; in der Praxis des Berufslebens muß er das immer tun. „Entspräche die Verarbeitung dem Material" das ist die Frage, die der Lernende sich selbst stellen muß. Zeichnen, schnittzeichnen, schneidern, das sind noch Fächer, bei denen man was sieht, aber dieser Lehrplan ist ja umfangreicher. Wir lesen also: Ornamentik, Farbenlehre, Kostümkunde, Textilkunde, Anatomie, Ästhetik, Geschichte, Philosophie, Politökonomie und Französisch. Alle Ausbildungsfächer sind schließlich dem Ziel untergeordnet, unserer Industrie junge Fachkräfte, dem Handel mutige Einkäufer, die verstehen, die Mode zu beeinflussen, zuzuführen. Das rein handwerkliche kann erlernt werden, aber die Begeisterung und der Ernst für das Studium müssen da sein

Tragödie auf Feuerland

Vor knapp 100 Jahren lebte an der südlichsten Spitze Südamerikas, auf Feuerland, ein abgehärteter, kräftiger Indianerstamm, die „Onas". Man schätzte seine Mitglieder auf etwa 6000 Seelen. Heute wohnen kaum mehr als 500 Onaindianer in den rauhen Gefilden dieser Insel. Die Tragödie dieses Indianerstammes begann 1520 und ist ein Schandfleck für die „hochkultivierten" weißen Kolonisatoren, denn von ihnen wurden diese friedfertigen Indios fast ausgerottet. Unser argentinischer Mitarbeiter Fritz Hack besuchte die „Letzten ihres Stammes".

In erster Linie waren die Onas Jäger und durchstreiften die Ebenen und Gebirge ihrer Insel, um dem Guanaco (ein dem Lama verwandtes Wild) nachzustellen. Das Tier lieferte ihnen Nahrung und Kleidung. Unser Foto: Die Bilderschrift der Onaindianer

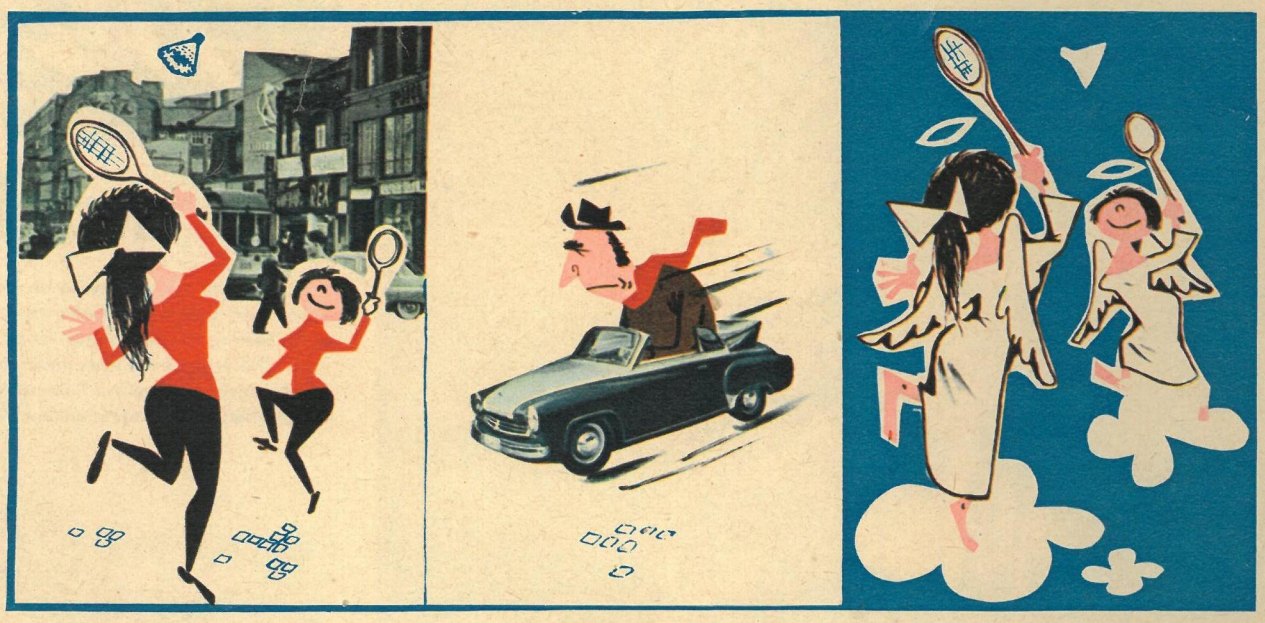
Zwölf Jahrzehnte hat dieser Feuerlandindianer schon erlebt. Er hat noch niemals Gekochtes gegessen und kann von jenen Zeiten erzählen, da die europäischen Kolonisten pro Indianerkopf ein volles Pfund Sterling (etwa 11 DM) zahlten

So zauberhaft schön Feuerland ist, so viel Blut und Tränen hat es aber auch schon gesehen. Es begann 1520, mit der ersten Berührung durch die Weißen, als Magellan bei seiner Fahrt am Kap Hoorn in der chilenischen Meerenge auf Indianer stieß. Mit Gastgeschenken wurden die Europäer von den bärenstarken Onas empfangen, aber die „christlichen" Seefahrer mißbrauchten das Gastrecht der Indianer, in denen sie geringschätzig Wilde sahen, und entführten viele der Unglücklichen, um sie in Europa zur Schau zu stellen. Doch das blutigste Gemetzel begann 1885, als Gerüchte auftauchten, daß Feuerland eine Goldinsel sei. Abenteurer aus allen Erdteilen wurden angelockt, ohne daß sie die vermeintlichen Reichtümer fanden. Sie machten sich in den folgenden Jahren einen Sport daraus, die waffenmäßig unterlegenen Indianer, die ihren Weg kreuzten, wie Freiwild abzuknallen. Schnee und Eis färbten sich rot . . .

So leben heute noch die wenigen Indianerfamilien auf Feuerland. Sie sind die Überreste ihrer Stammesbrüder, die vor den erbarmungslos wütenden Schafzüchtern, die regelrechte Treibjagden auf Indianer machten, in die südlichen Urwälder der Insel flüchteten. Von einem dieser blutrünstigen Menschenjäger wird erzählt, daß er durch Abschuß der „Wilden" neben seiner Schafzucht noch 470 Pfund Sterling pro Jahr „verdiente". Dr. Gusinde, ein Wiener Wissenschaftler, berichtet von diesen schrecklichen Tagen der Feuerländer. Er schreibt, daß Indianerkinder gefangengenommen und absichtlich ansteckenden Krankheiten ausgesetzt wurden. Anschließend habe man sie ihren Eltern zurückgeschickt, um dort Krankheiten zu verbreiten. In großem Maße wurde auch giftiges Hammelfleisch an die hungernden Indianer verteilt

Von Wind und Wetter abgehärtet sind die letzten Feuerlandindianer. Auch heute erhalten sie nur wenig oder keine Unterstützung durch die chilenischen oder argentinischen Landesbehörden. Als um die Jahrhundertwende die chilenischen Behörden durch das Blutbad auf Feuerland wachgerüttelt wurden und einschritten, erwies sich das für die Indios als tödlich. Die Frauen und Kinder, die man als Sklaven verpachtete oder verkaufte, waren noch besser dran als ihre deportierten Angehörigen, die auf der antarktischen Dawsoninsel unter militärischer Aufsicht gefangengehalten wurden. Die Unschuldigen sprach man schuldig . . .

„Schon über zwei Minuten, aber du mußt ja immer wie ein Wilder dranschlagen!"



Federball-Drama in drei Akten

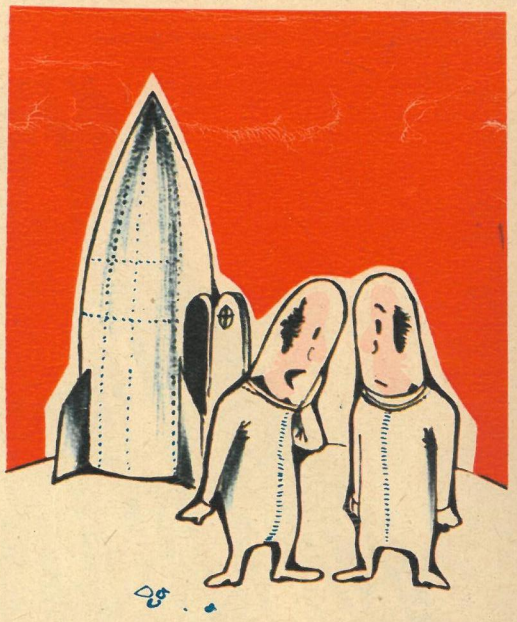
THEO IMMISCHS

Federballade

„Wenn keiner von ihnen Federball spielt, können sie gleich wieder abdampfen."

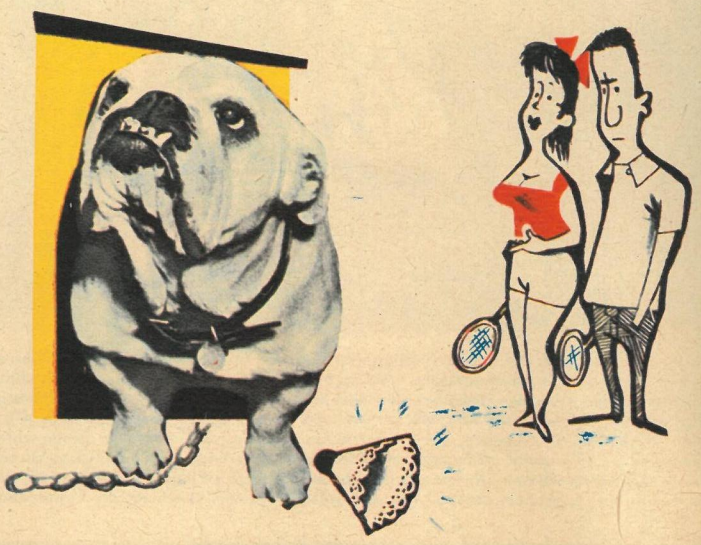
Ohne Worte

Ohne Worte



„Was machen wir jetzt? Ich habe die Federballschläger vergessen!"

„Es gibt doch noch soviel andere schöne Sportarten . . ., außerdem ist mir fürs vierte Quartal eine neue Lieferung zugesagt!"



„Also nun sei ein Mann, Felix!"